Die Moral

in

Beyspielen.

Von

J. Mertian.

Erster Band.

Augsburg,
bey dem Verfasser.
1796.

Vorrede.

Um den Verstand des Menschen zu bilden, ist überhaupt hinreichend, ihm die Lehren in bündigen Beweisen vorzutragen, und deren Zusammenhang ihm fühlbar zu machen. Aber um ihn zum handeln anzutreiben, und ihn zu bewegen, die vorgetragenen Lehren in Erfüllung zu bringen, wird meistentheils noch erfordert, ihm die Handlungen, die er ausüben soll, in Beyspielen zu zeigen. Der Schritt von der Ueberzeugung zur Erfüllung ist sehr groß; und selten machet ihn der Mensch, wenn er nicht weiß, daß ein Anderer denselben schon vor ihm gemacht hat.

Vorrede.

Der Anblick heldenmüthiger Thaten entzündet das Herz des tapfern Kriegsmannes, mit Gleichgiltigkeit wirft er seine Augen auf die Gefahren, welche ihn allerseits umgeben; er läuft mit kaltem Blute einem sichern Tode entgegen, da er vor dessen bloßen Gedankenbilde mit Schauder zurückbeben würde, wenn nicht das Beyspiel seiner Waffenbrüder, und die Stimme des Anführers ihm Muth einflößete.

Eine ähnliche Wirkung verursachet bey dem Menschen der Anblick tugendhafter Handlungen. Die blos theoretischen Lehren begnügt man sich überhaupt nur zu bewundern; werden sie aber in Erfüllung gebracht, so scheinen sie gleichsam aus den imaginären Feldern, in welchen unsere Einbildungskraft so gern umher schwebt, in jene der Wirklichkeit zu übergehen. Man erkennet ihre Möglichkeit nicht mehr an bloßen Beweisen, sondern an der Erfüllung selbst, und dann fühlet man in sich, wie jene heilsamen Fragen entstehen, welche die

Bekehrung des heiligen Augustins bewirket haben. Warum soll ich nicht auch thun können, was diese und jene thun? Ist die Pflicht, die Tugend auszuüben, nicht allgemein, und wenn sie nur für Einen möglich ist, warum soll sie nicht für Alle möglich seyn?

Außer diesen Gründen hat uns noch eine andere Ursache bewogen, die moralischen Lehren mit Beyspielen zu untermischen, und sie dadurch zu bekräftigen. Jede Lesung, wenn sie mit Nutzen gemacht werden soll, ermüdet den Verstand, weil sie ihn anstrenget; sehr leicht läßt der Mensch den Faden vieler aneinander gehefteter Vernunftbeweise aus den Händen fallen, wenn deren Reihe zu lange ist, und wenn er nicht von Zeit zu Zeit einen Ruhepunkt findet, wobey er sich erholen kann. Lehrreiche Anekdoten sind solche Ruhepunkte; sie befriedigen die jedem Menschen angebohrne Neugierde, und wenn sie zu den vorangeschickten Lehren genau passen, bewirken sie

mit weit besserm Erfolge, was eine mit aller Kunst fortgesetzte Reihe von Vernunftbeweisen hätte bewirken können.

In der Auswahl der Materien haben wir uns an keine Ordnung gebunden, sondern nur jenen den Vorzug gegeben, welche uns am erheblichsten zu seyn schienen. Wir liefern bloße moralische Bruchstücke, wie Herr Blanchard in seinen Maximes de la sagesse, von welchem wir, außer den Anekdoten, manche Lehren entlehnt haben.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.
Erkanntlichkeit. = = Seite 1
II.
Menschengefühl und Mitleiden. = 17
III.
Gutthätigkeit und Diensteifer. = 33
IV.
Verschwiegenheit. = = 49
V.
Eigenruhm und Selbstliebe. = 65
VI.
Zorn. = = = 81
VII.
Rachgierde. = = = 97
VIII.
Kann der Mensch ohne Religion ein rechtschaffener Mann seyn? = 113

Inhalt.

IX.
Gesellschaftlicher Umgang mit seinen Nebenmenschen. . . Seite 129

X.
Häuslicher Umgang mit seinen Nebenmenschen. . . 145

XI.
Almosen. . . 161

XII.
Strafe ohne Zorn, und mildere deine Verweise mit Liebe. . . 177

XIII.
Wahrhaftigkeit in den Reden. . 193

I. Er=

I.

Erkanntlichkeit.

Die Erkanntlichkeit, wenn sie bloß in Beziehung auf die Menschen betrachtet wird, ist das süßeste Band, welches sie miteinander verbindet. Für denjenigen, der Gutes erweiset, ist sie hienieden die angenehmste Belohnung; sie verschließt in seinem Herzen allen Zugang der Reue; sie hindert, daß der Geist des Eigennutzes eine erwiesene Wohlthat dem Gutthäter unter der Gestalt einer Beraubung vorstellt, welche für ihn selbst mit der Zeit böse Folgen haben könnte; sie bewegt ihn, durch Beyträge, Unterstützungen und Dienstleistungen die Zahl derer zu vermehren, welche er schon glücklich gemacht hat; sie erwecket Liebe und Zuneigung gegen diejenigen, die man sich verbindlich gemacht hat, und ist oft das Band,

womit die dauerhaftesten Freundschaften zusammengeknüpft werden.

Die Erkanntlichkeit von Seiten dessen, der das Gute empfangen hat, ist nicht nur, wie bey dem Gutthäter, ein bloßes angenehmes Gefühl, sondern sie ist noch eine Tugend, weil sie Ausübung der Pflicht ist. Ein Herz, das die Gefühle der Dankbarkeit beseelen, befindet sich auf einer Stimmung, welche unter allen, die von geselligen Tugenden hervorgebracht werden, die erhabenste ist; sie begreift alle andere in sich, weil ohne dieselben keine wahre Dankbarkeit bestehen könnte. Wahre Dankbarkeit erwecket im Herzen einen unwiderstehlichen Trieb, der alle Mittel aufsuchet, die innern Gefühle zu äußern; der alle Gelegenheiten gleichsam ausspähet, gegen seinen Gutthäter die Schuld zu entrichten, die man gegen ihn übernommen hat. Gegenseitige Unterstützungen und Dienstleistungen werden mit Frohsinn und reiner Wonne ausgeübt. Aufopferungen, wenn sie noch so groß und der Sinnlichkeit entgegengesetzt sind, kosten dem dankbaren Herzen nichts; es rechnet die Pflichten, wozu es sich durch die empfangene Wohlthat verbindlich gemacht hat, unter die ersten aller geselligen Pflichten, unter

jene, welche ihm gleichsam einen Glanz beybringen, und worin seine größten Reizen bestehen.

Der Trieb, der ein dankbares Herz in Bewegung setzt, ist oft so groß, daß er es über alle Vorstellungen des Eigennutzes und der Sinnlichkeit erhebt; die Neigung, die innern Gefühle zu äußern, ist manchmal unwiderstehlich; sie treibt zu den heldenmüthigsten Thaten, und scheut oft den Tod nicht, wenn sie ihn für das einzige Mittel hält, den Beweis seiner Gesinnungen dem Gutthäter darzulegen. — Der Ritter Forbin, ein berühmter Schiffkapitän, der sehr wichtige Denkschriften der Nachwelt hinterlassen hat, erzählt, daß Ludwig der vierzehnte, König von Frankreich, dem Admiral Dûqûene den Auftrag gegeben habe, die Stadt Alger zu beschießen. Als die berüchtigten Seeräuber sahen, daß ihnen keine Hoffnung mehr übrig blieb, den mächtigen Feind von ihrem Ufer zu entfernen, verfielen sie in Verzweiflung, und um ihre Rache zu befriedigen, entschloßen sie sich unter einander, alle französischen Sklaven an die Oeffnung der Kanonen zu binden, und ihre Glieder mit den Kugeln auf die Schiffe der Belagerer zu schießen. Ein

Hauptmann von Alger, der in seinen Seewanderungen einst von den Franzosen genommen, und während seiner ganzen Gefangenschaft von ihnen sehr menschlich behandelt worden war, erkannte unter den Unglücklichen, welchen ein so grausamer Tod bevorstund, einen Offizier, der ihm ansehnliche Beweise seines Mitgefühls gegeben, und nach seinen Kräften sein Schicksal zu lindern gesucht hatte; ohne Verzug lief er zum Dey (der Regent der Algerianer), bath ihn flehend, er möchte doch seinen Gutthäter verschonen; aber seine Bitte blieb unerhört. Schon hatte man den Lunten ergriffen, um das Feuer an die Kanon zu legen, an welcher der französische Offizier gebunden war, als der Algerianer zu ihm sprang, ihn mit allen seinen Kräften umarmte, und in dieser Stellung zu dem Konstabler sagte: Lege das Feuer an: da ich meinen Gutthäter nicht vom Tode retten kann, so will ich doch wenigstens den Trost haben, mit ihm zu sterben. Der Dey, der bey diesem rührendem Auftritte gegenwärtig war, bewunderte die Heldenthat des Hauptmannes so sehr, daß er dem französischen Offizier das Leben schenkte.

Da der Wohnsitz der Erkanntlichkeit in den Herzen des Menschen ist, so muß sie mehr in Gefühlen als in Worten bestehen; jene äußern sich hauptsächlich in dem Betragen dessen, der eine Gutthat empfangen hat, gegen den Gutthäter. Wer mit vielen Worten, und in künstlich abgemessenen Ausdrücken seine Dankbarkeit ausposaunet, hat dieselbe nur auf der Zunge, seinem Herzen aber ist sie ganz unbekannt.

Aus eben derselben Ursache sollen die Gefühle der Erkanntlichkeit nie auslöschen. Die Zeit hat auf eine erwiesene Wohlthat nicht die nämliche Wirkung wie auf die verschiedenen Gegenstände der Natur, welche veralten, und ihre Schönheit verlieren; eine Gutthat behält immer ihren Werth, und machet denjenigen, der sie empfangen hat, auf seine ganze Lebenslänge gegen den Gutthäter verbindlich. Mit der Erinnerung einer Gutthat erlöschet gemeiniglich auch die Dankbarkeit. — Ein Weltweiser des Alterthums wurde einst gefragt, was unter allen Dingen bey dem Menschen am schnellesten veralte; er gab zur Antwort, eine empfangene Gutthat.

Zwey Ursachen tragen zu einer solchen, den Menschen so sehr entehrenden, Vergessenheit das

Meiste bey. Durch eine erwiesene Gutthat wird bey demjenigen, der sie empfängt, eine seiner Begierden befriedigt. Aber unsere unvollkommene Natur bringt mit sich, daß aus einem befriedigten Wunsche wieder tausend neue entstehen; das menschliche Leben vergeht mit eiteln Wünschen, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, und die Erfahrung lehret, daß mit jedem Jahre, das man zurücklegt, die Zahl neuer Begierden in einem immer zunehmenden Verhältniße wenigstens bey denen sich vermehrt, welche das Glück oder vielmehr das Unglück haben, die Befriedigung vieler ihrer Wünsche zu erreichen.

Die Erinnerung einer Begierde, eines Wunsches, der in einer empfangenen Gutthat seine Befriedigung gefunden hat, wird durch die daraus entstehenden neuen Wünsche aus dem Herzen dessen verdrängt, dem die Gutthat zu Theile geworden ist. Mit dieser Erinnerung erlöschen auch alle Gefühle der Dankbarkeit. Je größer der Eifer ist, mit welchem man einen guten Freund um eine Gutthat anspricht, je wärmer das Verlangen ist, mit welchem man dem Augenblicke entgegen sieht, wo es befriediget werden soll; je reitzender das Ge-

dankenbild der Glückseligkeit ist, womit man sich zum Voraus brüstet; je tönender die Ausdrücke sind, mit welchen man die Gefühle seines Herzens zu erkennen giebt, von desto kürzerer Dauer ist gewöhnlich die Erkanntlichkeit. Wer etwas mit Inbrunst verlanget, in dessen Herz entwickelt sich der Keim zu tausend andern Begierden, die nur einen günstigen Augenblick erwarten, sich zu äußern. Ein befriedigter Wunsch muß allemal einem neuen, der eben auch erfüllet werden möchte, im Herzen gleichsam den Platz räumen. Hierin liegt die Ursache, warum bey den Menschen die Dankbarkeit mit der Größe der empfangenen Gutthaten, oder vielmehr mit dem Werthe, den sie daran zu heften scheinen, im verkehrten Verhältniße ist, und warum ein anderer, den man mit einer Gutthat nur darum überraschet, weil er nach derselben keinen Wunsch zu hegen schien, seine Erkanntlichkeit mit sich ins Grab trägt.

Die andere Ursache stammt von einem heimlichen Stolze her, der durch den Gedanken an die Pflichten, zu denen eine empfangene Gutthat verbindet, einigermaßen beleidigt wird. Den allgemeinen Begriffen gemäß, welche man

sich von der Dankbarkeit machet, giebt diese dem Gutthäter gewiße Rechte über denjenigen, dem er Gutes erwiesen hat. Jede Gutthat hat einen gewißen Werth, und was einen Werth hat, hat Ansprüche auf eine Vergeltung. Bey einer Sache, die man kauft, liegt die Vergeltung in dem Preise, den man mit Geld oder mit einer andern Sache von gleichem Werthe abstattet. Bey einer Gutthat besteht die Vergeltung in Gefühlen, die nie erlöschen sollen. Wer also eine Gutthat empfängt, fällt in eine Art von Abhängigkeit von dem, der die Gutthat erweiset; er machet sich einigermaßen anheischig, durch gegenseitige Dienstleistungen sich von seiner Schulde loszukaufen. Wie aber dadurch der Stolz beleidigt werden kann, ist leicht begreiflich; das Bewußtseyn jeder Abhängigkeit verdemüthiget; man schämet sich, einem andern etwas schuldig zu seyn, und diese Scham ist für keine Schulden größer als für jene, zu welchen die Dankbarkeit verpflichtet.

Wenn die Scham, welche jede andere Schuld mit sich bringt, nicht allemal ohne Grund ist, so ist jene, welche man an die Danbarkeit heftet, immer Vorurtheil. Denn gleichwie keine Gefühle der Würde des Men=

schen, als Christ betrachtet, mehr angemessen sind als jene, wodurch er Gott als den Urheber aller vollkommener Gaben, den Vater des Lichtes und der Barmherzigkeit, und den Gott alles Trostes erkennt *), eben so entsprechen seiner Würde als Glied der Gesellschaft keine Gefühle mehr als jene, wodurch er den Werth einer Handlung erkennt, in welcher die seligste Grundfeste aller Gesellschaft liegt.

Die Unwissenheit des Werthes einer Gutthat, die Unvermögenheit sie zu schätzen, trägt auch manchmal Vieles zur Undankbarkeit bey. In diesem Falle befinden sich meistentheils die Kinder in Rücksicht auf ihre Aeltern, die Lehrlinge gegen ihre Lehrer, und überhaupt alle, die Gutthaten darum nicht schätzen, weil sie fortgesetzt werden, und unter gewißen Rücksichten selbst Pflichten sind. — Das Kind zählt mit jedem Tage neue Gutthaten, die ihm seine Aeltern erweisen, die zärtliche Liebe, die sie ihm bezeugen; die ununterbrochenen Sorgen über seinen Wohlstand; die Furcht und Besorgniß in die Zukunft; die Genauigkeit, mit welcher sie seinen Bedürfnissen Genüge leisten; die

*) Jakobus. 1. Vr. 17. — Petrus an die Kor. 2. Vr. 3.

Beschwernisse der Erziehung u. s. f. sind Gutthaten, deren Werth nicht zu berechnen ist, und die das Kind nicht achtet, weil es keinen Augenblick ist, ohne sie zu genießen. — Der Lehrling, der von seinem Lehrer die unschätzbarste aller Gutthaten empfängt, indem dieser seinen Verstand zu den Wissenschaften und sein Herz zur Tugend bildet, erkennt sie nicht, weil er die Folgen nicht einsieht, die sie auf seine zeitliche und ewige Glückseligkeit haben, oder auch weil er weiß, daß es des Lehrers Pflicht sey, ihn zu unterrichten, besonders wenn unbescheidene Aeltern ihm oft einschärfen, daß sein Unterricht mit großen Kosten verbunden ist. Nichts macht einen Lehrer bey dem Lehrlinge verächtlicher, als wenn die Aeltern ihm Anlaß geben, sich von dem Lehrer den Begriff, als wäre er ein Miethling, zu machen. — Einer von solchen undankbaren Schülern wollte seines Lehrers spotten, indem er ihn einem abscheulichen Thiere verglich. Dieser antwortete ganz gelassen dem übermüthigem Jungen: „Ich weiß „nicht, ob ich dem Thiere gleiche, das du ge„nannt hast; aber ich weiß sehr wohl, und „Jedermann muß es gestehen, daß du einem „Undankbaren gleichest, der das verächtlichste „und häßlichste aller Thiere ist."

Man fühlet es weit besser, als man es beweisen kann, welch ein häßliches Laster die Undankbarkeit ist; die Weltweisen des Alterthums haben sich vorzüglich gegen dasselbe beeifert. Sie hielten dafür, daß, weil es in der Gesellschaft kein Gesetz giebt, das den Undank bestraft, er zu jenen abscheulichen Lastern gehöre, deren Bestrafung die Götter sich vorbehalten haben. Die Schande, welche auf dem Undankbaren ruhet, sahen sie unterdessen für seine Strafe an. Das roheste Volk, wenn seine Begriffe von Sittlichkeit überhaupt noch so verworren sind, weiß dennoch Dank und Undank sehr deutlich von einander zu unterscheiden. — Der Kaiser Michael Calaphates wurde von der Kaiserin Zoe an Kindsstatt angenommen, und dann von ihr auf den Thron gesetzt. Vier Monate nach dieser Gunstbezeugung verwies er die Fürstin ins Elend. Das Volk wurde aber durch einen so abscheulichen Undank dergestalt aufgebracht, daß es sich gegen den Kaiser empörte, ihm die Augen ausstechen, und ihn in ein Kloster einsperren ließ.

„Das Unglück wird nie von dem Hause „dessen weichen, sagt der Weise *), der das

*) Sprüchw. 17.

„Gute mit Bösem vergilt.“ Früh oder spät findet er den Lohn für seinen Undank. — Man liest in der allgemeinen Geschichte der Reisen, daß ein König von Mandoa im Indoustan in das Wasser gefallen war. Ein Sklav, der in dasselbe gesprungen ist, ergriff ihn an den Haaren, und schwamm glücklich mit ihm an das Ufer. Als der König wieder zu sich gekommen war, erkundigte er sich gleich nach der Person, die ihm das Leben gerettet hatte. Man sagte ihm, daß es ein Sklav wäre, und erinnerte ihn zugleich an seine Verbindlichkeit, diese heldenmüthige That reichlich zu belohnen. Niemand zweifelte an der Dankbarkeit des Königs, und Jedermann glaubte, der Sklav habe sein Glück gemacht. Aber wie erstaunte man, als der König dem Sklaven vorwarf, daß er sich erkühnet habe, seinen Fürsten an den Haaren zu ergreifen; er ließ ihn also auf der Stelle tödten. — Ein andersmal saß er wieder am Rande eines Schiffes neben einem Weibe. Durch das Wanken seiner Trunkenheit, und jenes des Schiffes stürzte er wieder ins Wasser. Dieses Weib hätte ihn leicht ergreifen und herausziehen können, aber sie ließ ihn ersaufen. Als man ihr darüber Vorwürfe machete, antwortete sie: ich

dachte an das Schicksal des unglücklichen Sklaven.

Die Meisten unter denen, die Gutthaten empfangen, und für dieselben sich erkanntlich zeigen, gleichen jenen Schuldnern, welche ihre Schulden abbezahlen, nicht, weil die Gerechtigkeit sie dazu verpflichtet, sondern, damit sie sich Kredit verschaffen, um noch größere Geldsummen aufnehmen zu können. Sie wissen, daß sie sich anheischig machen, Gutthaten wenigstens mit Dankbarkeit zu vergelten, und das nichts die Quellen leichter verstopft als der Undank. Sie lassen daher keine Gelegenheit vorübergehen, ihre Gesinunngen an Tag zu legen; bey jeder neuen Gutthat betheuern sie, wie sehr die Gefühle des Dankes ihr Herz durchdringen; mit unauslöschlichen Buchstaben graben sie den Namen ihres Gutthäters in dasselbe, und sie wollten lieber nicht mehr leben, als ihn je vergessen. — Eine solche Dankbarkeit dauert aber nur so lange, als sie durch neue Gutthaten immer unterhalten wird, und jeder Dank, der aufhöret, aus welcher Ursache es immer sey, war ein geheuchelter Dank, der nicht wahre Erkanntlichkeit, sondern Eigennutz zum Ursprunge hatte. So wie falsche Freundschaft

giebt sich die falsche Dankbarkeit erst dann zu erkennen, wenn man nichts mehr geben kann.

Wenn aber die wahre Erkanntlichkeit äusserst selten ist, so sind die Absichten bey denen, die Gutes thun, eben so selten rein und uneigennützig. Das Bewußtseyn, daß man durch Gutthaten andere sich verbindlich mache, und daß man auf ihre Erkanntlichkeit Anspruch habe, erweckt einen heimlichen Stolz, der der Eigenliebe des Gebers sehr schmeichelt; man erwirbt sich auch dadurch einen guten Namen, man ärndtet Lob und Ehre ein, und weil man bey Manchem die Hoffnung erweckt, daß ihm von dem Strome des Guten auch etwas zufliessen könnte, so vermehret man die Zahl seiner Anbether und Verehrer.

Andere geben nur in der Absicht um mehr zu empfangen; sie leisten einen Dienst in der Hoffnung, daß bey einer andern Gelegenheit, die leicht eintreten kann, sie sich dadurch das Recht erkaufen, einen noch ansehnlichern zu erlangen. Oder man hat dabey die Absicht, daß die Gutthat, die man einem Manne erweiset, dessen Bedürfnissen sie angemessen ist, einem dritten, für den sie nicht tauget, auf eine zuträglichere Weise zu Theile werde. Unzählig sind

die Gestalten, hinter welchen die meisten Gutthäter ihre Absichten zu verbergen suchen, damit sie den Schein nicht haben, was sie mit einer Hand ausstreuen, mit der andern wieder einsammeln zu wollen.

Es ist einleuchtend, daß in solchen Fällen der Gutthäter keine Rechte zur Dankbarkeit dessen habe, dem er Gutes erweiset. Gleichwie die Erkanntlichkeit eine reine Tugend ist, die keine fremde Mischung leidet, eben also höret eine Gutthat auf, diese Benennung zu verdienen, sobald sie aus einer unreinen Quelle fließt. Derjenige, der eine Gutthat empfängt, soll sich deswegen nicht als frey von aller Erkanntlichteit halten. Die Substanz der Gutthat bleibt immer, wenn schon die Absichten des Gebers nicht rein sind; der Nutzen, der für jenen daraus entsteht, bleibt also auch derselbe.

Je geringer die Gründe sind, die ein Herz zur Dankbarkeit verpflichten, desto erhabener ist die Tugend. Wer Gutes empfangen hat, soll sich bemühen, jenen fruchtbaren Erden zu gleichen, die weit mehr hervorbringen, als man in sie geworfen hat; sie geben reiche Aerndten, wenn schon ihr Besitzer sie nur mit der niederträchtigen Absicht ansäet, seine schändliche Hab=

sucht zu befriedigen, und mit dem Gelde, das er aus ihrem Ertrage gewinnt, seine Geldkasten anzufüllen. Die beste Art, einen stolzen oder eigennützigen Gutthäter, dessen Hülfe und Unterstützung man bedarf, zu Schande zu machen, ist ihn zu überzeugen, daß, wenn er nicht weiß, wie er Gutthaten erweisen soll, man doch wenigstens wisse, wie man sie empfangen müße.

II.

Menschengefühl und Mitleiden.

Wenn die Menschen nicht eine innere und unwillkührliche Neigung fühlten, sich als Brüder einer großen Familie anzusehen, und sich einander gegenseitige Dienste zu leisten, so oft große Bedürfnisse dringen, oder so oft sie in Leiden und Schmerzen um Linderung flehen: so würde das süßeste Band, welches die Menschen untereinander verbindet, und sie in Gesellschaften vereinigt, nicht bestehen können. Die liebenswürdige Tugend, welche in dem Herzen Gefühl und Mitleiden erwecket, hat ihren Grund in der Natur selbst. Es hängt von dem Menschen nicht ab, der eine betrübte und leidende Person erblicket, nicht gerührt zu werden; es entsteht in ihm eine Neigung, einen Willen, die Ursache der Betrübniß zu erkennen, und sie zu vertilgen, um dadurch dem Leiden

ein Ende zu machen. Die Thränen eines Fremden, den man nicht kennt, und nie gesehen hat, rühren und bewegen zur Theilnahme, bevor man weiß, warum er sie vergießt. Da die Thränen der Ausdruck der Betrübniß sind, welche das Herz beklemmt, so schließt man, ohne alle andere Kennzeichen, daß jede weinende Person leidet, und man leidet mit ihr. Das Geschrey eines Mannes, der uns durch nichts angeht, als weil er, wie wir, ein Mensch ist, bewegt uns, ihm zu Hilfe zu eilen, und wir fassen diesen Entschluß, bevor wir uns die Zeit nehmen, zu überlegen, ob wir ihm die nothwendige Hilfe darreichen wollen oder nicht.

Die Bewegungen des Mitgefühls sind bey einigen Menschen, deren Herzen durch eine edle Empfindsamkeit leicht rege werden, so heftig, daß sie ihre eigenen Schmerzen gleichsam vergessen, wenn sie andere erblicken, die weit größere als sie leiden, als würden sie durch den bloßen Anblick mit eben demselben Schmerzen befallen. Ein größerer Schmerz macht den kleinern vergessen, und sie fühlen den ihrigen nur darum nicht mehr, weil sie jenen ihres Mitmenschen zu sehr empfinden. — Nachdem der Herzog von Cumberland die Schlacht bey

Dettingen gewonnen hatte, brachte man neben seine Zelte einen Soldaten von der Armee des Feindes, der wegen seiner vielen Wunden auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war. Der Herzog litt selbst an einer Wunde am Fuße, die ihm eine Flintenkugel verursachet hatte. Der Wundarzt war schon gekommen, den Fürsten zu verbinden; aber der Sieger, der einen Streiter, ob er gleich sein Feind war, mit weit mehrern Wunden bedeckt gesehen hatte, sagte zum Wundarzte: „Verbinde zuvor diesen Mann, „der weit mehr als ich verwundet ist, und deiner Hilfe mehr bedarf: er möchte vergessen „werden.“

Da der Schöpfer den Menschen bestimmt hat, in der Gesellschaft zu leben, in welcher er den Gesetzen gemäß, nach denen er sie eingerichtet hat, voraus sah, daß nothwendiger Weise Betrübte, Unglückliche und Elende geben wird: so hat er in das Herz des Menschen das Gefühl des Mitleidens gelegt, das durch den Anblick fremdes Leidens und Unglückes aufgeregt wird, und ihn bewegt, dem Hilflosen beyzustehen, um sich selbst dadurch Linderung zu verschaffen. Aus diesem Gesetze des gesellschaftlichen Lebens leuchtet eine weise Anordnung

der göttlichen Vorsehung hervor. Der Mensch an sich ist gebrechlich; er geräth oft in eine Lage, wo er sich selbst zu helfen nicht im Stande ist, oder durch ungünstige Zusammenwirkung der Umstände und des Schicksals wird er gezwungen, sich zu Aufopferungen und Beraubungen zu entschließen, welche ihn einer so harten Prüfung aussetzen, daß er derselben manchmal unterliegen würde, wenn sein Loos nicht bey andern, die dazu nicht so viele Großmuth brauchen, das edle Mitgefühl aufweckte, und sie durch einen unwillkührlichen aber dennoch freywilligen Trieb bewegte, ihm zu helfen. — Eine kurze Zeit nach der Schlacht, welche die Franzosen bey Fontenoi im Jahre 1745. gewonnen haben, hielt der Englische Kriegsminister für nothwendig, die Armee der Allirten durch einen beträchtlichen Zuschuß zu verstärken, der aus den Truppen gehoben werden sollte, welche während des Krieges in England zurückgeblieben waren. Ein Regiment von diesen hatte Befehl erhalten, sich auf dem Platze von St. James in London zu stellen, damit die Offiziere die tapfersten Soldaten haben herauswählen können. Unter den Zuschauern befand sich eine junge Frau, welche durch die Traurigkeit und die Besorgniß, die

man an ihrem Gesichte erblickte, viele Augen auf sich heftete. Sie war das Weib eines Soldaten, über dessen Loos gesprochen werden sollte. Ihr Mann war der Sohn eines reichen Bauers; dieser hatte schon vergebens versuchet, ihn mit vielem Gelde loszukaufen; aber der Kapitän hatte alle Anerbiethungen ausgeschlagen, weil der junge Mann wohl gewachsen war. So bald man ihn zu der Reihe jener gestellt hatte, die bestimmt waren, über das Meer geschifft zu werden, fieng die junge Frau an, heiße Thränen zu vergießen. Sie warf sich zu den Füßen des Kapitäns, der ihr kein Gehör gab. Jedermann war gerührt, besonders als man sie auf die Worte des Hauptmanns sah, wie sie zu ihrem Manne lief, ihn umarmte, und sein Gesicht mit ihren Thränen begoß. Plötzlich trat ein junger Mann aus den Zuschauern hervor, gieng zum Hauptmanne, und sagte zu ihm: Diese jungen Leute sind seit kurzer Zeit verheurathet; sie sind glücklich, und sie wären zu sehr zu bedauern, wenn sie von einander abgesondert werden müßten. Nehmen Sie mich an die Stelle des jungen Unglücklichen an; ich bin auch jung und stark; ich habe weder Aeltern, noch Kinder, noch eine Frau, und fühle mich gewachsen, alle Unbequemlich-

keiten des Kriegsstandes zu ertragen. „Hat „er dann so große Lust zum Kriegsstande? „fragte ihn der Hauptmann. „Nein, ant„wortete der junge Mann, und die größte Be„lohnung wäre nicht hinreichend, mich zu bewe„gen, die Waffen zu ergreifen; ich habe bloß „zur Absicht, dem unglücklichen Manne zu hel„fen.“ Durch diesen großmüthigen Antrag wurde der Hauptmann gerührt; er nahm ihn auf, und in eben demselben Augenblicke mußte der andere ihm das Kriegskleid und die Waffen übergeben.

Man fragt zuweilen, ob der Mensch, der ein empfindsames Herz hat, und beym Anblicke des geringsten Unglückes zur Theilnahme und zur thätigen Linderung bewegt wird, dadurch nicht auch selbst unglücklich wird. Man dürfte aber eben so wohl fragen, ob es ein Unglück sey, ein Mensch zu seyn. Da die Gefühle der Empfindsamkeit in dem Herzen einen gewißen Schmerzen verursachen, so behaupteten einige Philosophen des Alterthums, all Mitleiden sey Schwachheit, weil jeder Schmerz, der empfunden wird, den Menschen unglücklich machet, und folglich als eine Schwachheit angesehen werden soll. — Wenn es Großmuth ist, einen eigenen Schmerzen, mit dem man, auf

welche Art es immer sey, selbst befallen wird, mit Geduld zu ertragen, und sein Gemüth so zu stimmen, daß man ihn so wenig empfindet, als es die Menschheit zuläßt, so ist es unmenschliche Härte, wilde Grausamkeit, an dem Schmerzen eines andern, den es von ihm nicht abhängt, zu fühlen, oder nicht zu fühlen, keinen Antheil zu nehmen. Wenn der Mensch sich noch so sehr bemühet, mit Großmuth sich in sein Schicksal zu fügen, so reget doch die Natur sich oft bey ihm auf, und druckt ihn mit dem ganzen Gewichte seiner Lage; dieser verdient dann Mitleiden. Nicht Jedermann vermag es, sich über seine Sinnlichkeit empor zu schwingen; nicht Jedermann wird von der himmlischen Kraft gestärket, um allen Widerwärtigkeiten mit Kaltsinn entgegen zu sehen, und dabey sein Gemüth aufrecht zu erhalten. — Wer leidet, verdient Mitleiden, wenn er auch aus eigener Schuld leidet. —

Das wahre Menschengefühl, welches bey jedem Anblicke des Elendes ohne Rücksicht auf die Person, und auf die Verdienste des Leidenden erwecket wird, und daher ohne Ausnahme jedes Menschenherz beseelen soll, muß dennoch von einem gewißen verzärtelten Gefühle unter-

scheiden werden, wodurch man nur Leute bedauert, die das Laster nicht ungehindert ausüben können, und deswegen in Betrübniß sind. Mit dieser Art von Mitgefühl sind gewöhnlich die Helden der Romane und die Schauspieler beseelet. — Da der Mensch überhaupt sehr geneigt ist, jenen seiner Leidenschaften zu schmeicheln, welche in der Wohllust ihre Befriedigung suchen, und er selbst durch jedes Hinderniß betrübt wird, das seinem Streben entgegen steht, — sollte er sich auch nur mit bloßen Gedankenbildern belustigen, — so schmerzet es Leute von solcher Art, wenn sie andere, die ihnen in diesem Punkte gleichen, sehen müßen, daß sie ihre Lieblingsleidenschaft unbefriedigt lassen müßen. Dieses verzärtelte Gefühl hat, wie das wahre Mitleiden, gleichen Grund; beyde beziehen sich auf fremdes Leiden, woran sie Theil nehmen; aber da das Leiden, welches jenes erweckt, lasterhaft ist, so wird dadurch auch jedes Mitgefühl lasterhaft.

Die Romanenschreiber, denen diese Neigung des menschlichen Herzens nicht unbekannt ist, zwecken bey der Zusammensetzung der Umstände und Begebenheiten, woraus sie ihre Geschichten bilden, vorzüglich dahin, daß bey dem Le=

ser jenes verzärtelte Gefühl auf den möglichst höchsten Grad aufgeregt werde. Hierin besteht ihr größtes Talent. Ein Roman, welches den Leser in diesem Punkte rühret, welches, wie man gewöhnlich sagt, ihn heftig interessirt, wird unter die Beßten gezählt. Daher verweiset man zu den trockenen Moralbüchern alle diejenigen, welche ohne zarte Empfindungen gelesen werden können.

Die Schauspiel-Dichter müßen nach eben demselben Plane arbeiten, wie die Romanen-Schreiber, weil sie, wie jene, dadurch Menschen zu belustigen haben, indem sie in ihnen Empfindungen erregen müßen, die man mit der Benennung Mitgefühl beeehrt. Wie wenig aber diese Benennung solchen Empfindungen zukömmt, erhellet schon aus dem Begriffe, den man sich davon machen soll, und aus dem Hange, den man nach Erzählungen und Vorstellungen hat, welche das verzärtelte Mitgefühl erwecken. — Wenn Jemand ein noch so empfindsames Herz hat, und noch so sehr geneigt ist, seinem leidenden Mitmenschen Linderung nach allen seinen Kräften beyzubringen, so streiten doch die Empfindungen des Mitgefühls mit jenen seiner Sinnlichkeit, und

er würde gewiß alle Gelegenheiten meiden, wo jene erreget werden, wenn seine Nächstenliebe den Widerwillen, den jedes Mitleiden in ihm erreget, nicht überstiege. Warum suchet man aber mit Begierde die Gelegenheiten auf, wo das Mitgefühl der andern Art erreget wird? Warum findet man so vielen Geschmack an den Romanen und an den theatralischen Vorstellungen? Wenn es wahres Leiden wäre, und Empfindungen erweckte, welche an sich unangenehm sind, wie jene des eigentlichen Mitleidens, würde man einen so großen Hang nach denselben fühlen? Und dann, warum äußern eben jene, welche am meisten Geschmack daran finden, in andern Gelegenheiten so wenig Mitleiden? Mit welchen Gründen können sie ihr Gefühl auf wahre Nächstenliebe beziehen? — Man könnte noch durch tausend dergleichen Fragen allen Freunden des Theaters und des Romanenlesens beweisen, daß ihre Empfindungen nicht jene eines wahren Mitleidens, sondern Aufregungen ihre Lieblingsleidenschaft sind.

Empfindsame Herzen sollen beym Anblicke des Elendes nicht nur bloße Linderung desselben zur Absicht haben, sondern noch den Umstand zu verhüten suchen, daß der Unglückliche der

Last seines Schicksals unterliege, und aus Verzweiflung Vergehungen ausübe, zu denen er sich nie entschlossen hätte, wenn sein Elend nicht auf einen hohen Grad gestiegen wäre. Gleichwie lärmende Freuden und unmäßige Wohllust den Menschen seiner Vernunft berauben, eben so kann er sie verlieren, wenn unmäßiges Elend ihn in Kleinmüthigkeit stürzet, und zur Verzweiflung führet. So oft die Natur auf die Befriedigung der ersten Bedürfnisse heftig dringt, folget der Mensch ihren Trieben, ohne seine Vernunft zu Rathe zu ziehen, und in der Noth übet er das Uebel aus, weil er einigermaßen dazu gezwungen wird. — Im Jahre 1662. regierte eine anhaltende Hungersnoth zu Paris. An einem schönen Abende nach einem warmen Tage des Sommers kam Herr von Sallo, Parlamentsrath, von einem Spaziergange nach Hause. Als er auf seinem Rückwege um das Eck einer Straße herumkam, trat ein Mann, mit einer Pistole in der Hand, zu ihm, und verlangte seinen Beutel; der Dieb zitterte aber weit mehr als der Parlamentsrath, der ganz gelassen zu ihm sagte: Du hast den Unrechten angegriffen; was ich habe, wird dich nicht reich machen; meine ganze Baarschaft besteht in fünf Thalern, die

ich dir herzlich gern gebe. Der zitternde Dieb nahm sie, ohne Mehreres von ihm zu verlangen, und zog sich zurück. Kaum hatte dieser sich auf einige Schritte entfernt, als Herr von Sallo seinem Bedienten, der auch bald um das Eck kam, befahl, dem Manne nachzugehen, und so viel ihm möglich wäre, ohne von ihm bemerkt zu werden, zu sehen, wo er hingehe, um ihn davon zu berichten. Der Bediente folgte dem Diebe durch drey oder vier enge Gäßlein; er sah ihn in das Haus eines Beckers gehen, wo er sich ein Brod kaufte. Zehn oder zwölf Häuser weiter gieng er in ein Haus durch einen sehr langen Eingang hinein, und stieg die Treppe bis in das vierte Stockwerck hinauf. Als er in seine Stube trat, warf er sein Brod mitten in das Zimmer, und sagte zu seinem Weibe und zu seinen Kindern: Esset dieses Brod, welches mir sehr theuer kostet; ersättiget euch damit; an einem von diesen Tagen werde ich darum an den Galgen aufgehängt werden; dann fiengen die Frau und die Kinder an zu weinen; der Bediente, der immer darauf bedacht war, daß er von Niemanden erblickt wurde, merkte wohl das Haus und die Gasse, und gieng wieder zu seinem Herrn zurück. Den andern Tag des Morgens

um fünf Uhr gieng Herr von Sallo mit seinem Bedienten in das Haus des Diebes. Unten befragte er sich, wer der Mann wäre, der im vierten Stocke wohnte. Man gab ihm zur Antwort, daß er ein Schuster, ein sehr ehrlicher und dienstfertiger Mann sey, der mit einer zahlreichen Familie im äußersten Elende schmachtete. Er gieng also hinauf, klopfte an der Thüre an, und kaum hatte er sie aufgemacht, als er sich durch den Anblick, der sich seinen Augen darboth, sehr gerührt fühlte. Eine mit Lumpen bedeckte Frau, vier nackte Kinder, die im Stroh eingehüllt waren, ein blasser und trauriger Mann kündigten ihm das äußerste Elend an. Der Vater dieser unglücklichen Familie erkannte Herrn von Sallo, er warf sich zu seinen Füßen, und bath ihn, er möchte ihm doch das Leben lassen. Er gesteht ihm, daß, weil die Arbeit ihm ausgegangen war, er Bett und Kleider verkauft habe, und nur durch die äußerste Noth zu dem ersten Diebstahle verleitet worden sey, um seine Frau und seine Kinder von dem Hungerstode zu retten. „Rede „nicht so laut, sagte der großmüthige Rath zu „ihm, ich bin nicht zu deinem Unglücke ge„kommen; ich weiß, daß du ein Schuster bist; „da gebe ich dir hundert Thaler, damit du Le-

„der kaufen, und durch deine Arbeit deine Fa„milie ernähren könnest. So lange ich erfah„ren werde, daß du als ein ehrlicher Mann „arbeiten wirst, werde ich dich nicht verlas„sen.“

Unter allen vernünftigen Geschöpfen ist keines häßlicher und der Gesellschaft mehr unnütz, als ein Mann, der für das Elend kein Gefühl hat, und ein steinernes Herz in seinem Busen trägt; der nur nach seinem Eigennutze strebt, und dem die geringste Aufopferung mehr kostet, als ganze Tage und Nächte, die er mit Arbeiten und Nachsinnen zubringt; der das größte Menschenelend nicht so viel schätzet, als den unbedeutendsten Zuwachs, wodurch er seine Schätze zu vergrößern hoffet. Dergleichen Leute sind zwar auch unglücklich, weil sie Sklaven ihrer Schätze sind, aber diese sind wohl alles Mitleidens unwürdig, weil es nur von ihnen abhienge, die Glückseligkeit zu genießen, welche mit dem Wohlthun verbunden ist. — Man liest in der Geschichte des türkischen Reiches, daß ein Türk einem Christen eine gewiße Geldsumme unter der Bedingung geliehen hatte, daß, im Falle er ihm dieselbe zur bestimmten Zeit nicht zurückgeben sollte, es ihm

erlaubt wäre, ihm vier Lothe Fleisch von seinem Leibe abzuschneiden. Die Türken haben den Grundsatz, daß man mit Geld oder mit seiner Haut bezahlen müße. Nach Verfluß des Ziels war dem Christen unmöglich, seine Schuld abzustatten. Der Türk verlangte also die Strafe zu vollziehen, in welche der Christ aus Noth eingewilliget hatte. Dieser wollte sich aber derselben nicht unterwerfen. Die Sache wurde vor den Kaiser Amurath I. gebracht, und auf folgende Weise von ihm entschieden. Es soll dem Türken erlaubt seyn, die vier Lothe Fleisch dem Christen von seinem Körper abzuschneiden, aber unter der strengen Bedingung, daß, wenn er nur um ein Gran mehr oder weniger abschnitte, er die gleiche Strafe ausstehen sollte. Man wird ohne Mühe glauben, daß der Türk es bey der bloßen Anklage bewenden ließ.

Begebenheiten, die nicht nur ein gefühlloses, sondern ein grausames Herz verrathen, sind nicht selten. Die Geschichte der Märtyrer in der ersten Kirche, der Empörer Frankreichs in unsern Zeiten, und noch tausend einzelner Thaten werden in den Jahrbüchern der Menschheit bis in die entfernteste Nachwelt Epoche

machen, und sogar den Mann befremden, der noch nie die süße Wonne genossen hat, seinen Nebenmenschen durch seine Hilfe und Unterstützung glücklich zu machen. Aber so häufig sie auch seyn mögen, so bleiben sie dennoch immer Ausnahmen, welche bloße Denkmale der Grausamkeiten sind, zu welchen das Herz, das sich von dem Strome heftiger Leidenschaften hinreißen läßt, verleitet werden kann.

Eigennutz ist die Hauptursache, welche das Mitleiden erstickt. So wie er in dem Herzen alles sittliche Gefühl auslöschet, verdrängt er auch das Mitgefühl aus demselben. Menschen Ansehen verhütet manche gefühllose Aeußerungen; tritt aber ein Zusammenfluß gewißer Umstände ein, wodurch man einigermaßen gerechtfertigt wird, den Flehungen der leidenden Menschheit sein Herz zu verschließen, dann wird ein bloßer Vorwand zu einer giltigen Ursache, und gefühllose Handlungen scheinen Verpflichtungen der Gerechtigkeit zu seyn.

III.

Gutthätigkeit und Diensteifer.

Wenn das Mitleiden, welches der Anblick der Hilflosigkeit und des Elendes erreget, nicht zur Thätigkeit kömmt, und in Erfüllung geht, so ist es ein leeres Gefühl, das seinen Zweck nicht erreichet. Der Schöpfer, der dem Menschen ein empfindsames Herz gegeben hat, hatte dabey zur Absicht, daß die entstandenen Gefühle ihn bewegen sollten, durch Gutthaten, Unterstützungen und Hilfleistungen die Ursachen zu vertilgen, welche die Gefühle erweckt haben.

Die Gutthätigkeit ist bey einem edelgestimmten Herzen die Folge des Mitgefühls; sie ist ein seliger Hang, eine himmlische Tugend, welche den Menschen reizt, seinem Nebenmenschen in seinen Bedürfnissen zu helfen, ihm Dienste zu leisten, und Gutes zu thun.

Die Alten haben diese Tugend sehr hoch gepriesen, weil sie der Würde des Menschen, als ein Glied der Gesellschaft betrachtet, zunächst entspricht; sie hießen sie eine göttliche Tugend, weil die ersten und angenehmsten Begriffe, die der Mensch sich von der Gottheit machet, wenn er auf die Gutthaten blicket, die er genießt, jene eines Wesens sind, das sein größtes Wohlgefallen daran findet, die Menschen mit ununterbrochenen und stets fortgesetzten Gutthaten zu überhäufen. Ungeachtet ihre Begriffe von der Gottheit übrigens sehr unzulänglich und verworren waren, da sie der Vielgötterey anhiengen, und manche widersprechende und ungereimte Eigenschaften ihren Göttern beylegten: so wußten sie dennoch aus denselben die Pflicht für den Menschen herzuleiten, sich zu bestreben, daß er hierin der Gottheit ähnlich werde, und sich zu befleißen, seinem Mitmenschen eben so Gutes zu erweisen, wie er selbst von derselben mit Gutthaten überhäufet wird. „Die schönsten Geschenke, sagte Pythagoras, welche „der Himmel den Menschen gemacht hat, bestehen darin, daß er die Wahrheit rede, und „andern Gutes erweise; denn diese zwey Dinge sind Werke Gottes."

Die Gründe, welche den Christen zur Gutthätigkeit verpflichten, sind noch weit dringender, als jene, welche die Vernunft und die natürliche Religion dem Menschen vorschreiben. Der göttliche Stifter unserer Religion hat sich dem menschlichen Geschlechte vorzüglich durch seine Wohlthätigkeit zu erkennen gegeben. Er war der großmüthigste und aufrichtigste Menschenfreund; er hat sie so sehr geliebt, als es möglich war, sie zu lieben, und hat sein Leben sogar für sie aufgeopfert, um sie ewig glücklich zu machen. Er wurde durch den Anblick jedes Leidens gerührt, und sein Mitleiden war niemals leer und fruchtlos; er besuchte die Unglücklichen, die Betrübten und die Kranken nur in der Absicht, sie zu unterstützen, zu trösten, und zu heilen; jeden Tag zeichnete er mit sonderbaren und zahllosen Gutthaten aus, und wo er vorbey gieng, that er Gutes*). Seine Lehren waren nicht weniger dringend als seine Beyspiele, und die erniedrigsten Dienstleistungen nahm er nicht aus, sondern schärfte seinen Jüngern die Pflicht zu denselben um so mehr ein, weil sie die Ausübung der Demuth in sich mitinbegreifen, wie er es ihnen bey der Fußwaschung sehr nachdrücklich erklärte.

*) Apostelgeschichte. 10. K.

Wenn der gutthätige Mann nicht allemal so viele dankbare Freunde zählen darf, als er Leute glücklich gemacht hat, so werden doch sich unter ihnen immer einige befinden, die ihm die erwiesenen Gutthaten wieder erwiedern würden, wenn er selbst in die Lage verfallen sollte, wo er derselben bedürftig wäre. Eine erwiederte Gutthat ist eine Belohnung, wovon nur derjenige sich richtige Begriffe machen kann, der sie selbst schon genossen hat. Sie ersetzet reichlich alle Aufopferungen, und erweckt Gefühle, die weit angenehmer sind als jene, welche die ausgebreitesten Besitzungen in dem Herzen des Reichen erregen. — Der persische Poet Sadi, der schon im dreyzehnten Jahrhundert dichtete, erhub die Wohlthätigkeit über alle geselligen Tugenden. Er erzählt, daß ein Minister, der durch seine zahllosen Gutthaten sich um die Menschheit vorzüglich verdient gemacht hatte, einst in Ungnade bey dem Könige verfallen war, der ihn in einen Kerker hat einsperren lassen. Das Volk, welches er durch seine Gutthaten glücklich gemacht hatte, bath den König, er möchte den Minister wieder in Freyheit setzen; seine Wächter suchten ihm, seinen an sich sehr unangenehmen Aufenthalt, durch ihre ehrerbiethigen Begegnungen nach Möglichkeit zu versü-

ßen; die Hofleute sogar, die ihm nicht weniger als das Volk Dank schuldig waren, sprachen sehr vieles von den Tugenden und guten Eigenschaften des Gefangenen in der Gegenwart des Königs, der sich endlich berichten ließ, und den Minister in seine vorige Stelle wieder einsetzte. — Sadi war von den Gefühlen, welche die Wohlthätigkeit in dem Herzen des Gutthäters zurückläßt, so sehr entzückt, daß er in seiner poetischen Begeisterung kein Bedenken trug, jedem Menschenfreunde zu rathen, den Garten, den er von seinem Vater ererbt hat, zu verkaufen, um daraus, wäre es auch nur ein einziges Herz, zu kaufen. „Verbrenne die Geräthschaften deines Hauses, sagt er, wenn du „kein Holz hast, um für deinen Freund ein „Gastmahl zu richten. Thue deinen Feinden „Gutes; mache ihnen Geschenke; drohe dem „Hunde nicht, der billt, sondern werfe ihm „ein Stückbrod hin."

Es ist dennoch nicht rathsam, allemal dem ersten Triebe zu folgen, der in einem zur Wohlthätigkeit hoch gestimmten Gemüthe plötzlich entstehen kann. Uebereilte Unbescheidenheit soll man eben so wie schändliche Kargheit vermeiden. — Cicero zeichnet in seiner schönen

Abhandlung von den Pflichten mit vieler Klugheit die Regeln auf, die man beym Gutesthun beobachten soll.

„Nichts ist der Natur des Menschen mehr „angemessen, sagt der römische Weltweise, als „eine freygebige und gutthätige Neigung; aber „sie erheischt viele Klugheit. Sie soll weder „jenen schädlich seyn, denen man Gutes er= „weisen will, weil sonst die Gutthat ein Uebel „wäre, noch den andern, weil sie eine Unge= „rechtigkeit wäre, und ohne Gerechtigkeit kann „keine wahre Gutthätigkeit bestehen."

„Sie soll auch unserm Vermögen angemes= „sen seyn. Diejenigen, welche größere Gut= „thaten ausüben wollen, als es ihnen ihre Be= „sitzungen erlauben, sind entweder grausam ge= „gen sich selbst, indem sie sich dessen berauben, „was zu ihrem Unterhalte nothwendig ist, oder „sie verschuldigen sich gegen ihre Familie, in= „dem sie Fremden überreichen, was die Billig= „keit erfordert, den Anverwandten zu lassen."

„Endlich, fährt der weise Morallehrer fort, „den wir in gedrängter Kürze zusammenziehen, „soll die Gutthätigkeit nach dem Verdienste ab= „gemessen werden. In seinen Gutthaten soll

„man also den rechtschaffenen Leuten den Vor-
„zug geben, und die Bösewichter davon aus-
„schließen, weil sie derselben unwürdig sind.
„Um die Gesellschaft, welche die Menschen
„miteinander verbindet, vollkommen fest zu
„halten, soll man auch seinen Anverwandten,
„seinen Freunden, seinen Mitbürgern, und be-
„sonders seinen Gutthätern den Vorzug geben,
„denn es ist keine dringendere Pflicht als die
„Erkanntlichkeit. Man mag aber Jemanden
„eine Gutthat zuerst erweisen, oder ihm eine
„erwiesene Gutthat erwiedern, so sollen wir in
„gleichen Umständen sie denen ertheilen, deren
„Bedürftigkeit am größten ist.“

Wenn wir also bey unsern Gutthaten das Ziel erreichen wollen, wodurch sie Gott und den Menschen gefällig werden, und zugleich uns zeitlichen und ewigen Nutzen bringen, so müßen wir uns bemühen, sie jenen Leuten zu ertheilen, die sie am besten benutzen, und denen sie am nothwendigsten sind. Wir müßen besonders auf Leute sehen, die mit zahlreichen Familien beladen sind, die anhaltende und kostbare Krankheiten ausgestanden haben, die wegen der Verfolgungen eines widrigen Schicksals leiden, und ungeachtet ihres Fleißes und ihrer

Arbeiten in einer beständigen Bedürftigkeit schmachten. Je weniger Jemand die unglückliche Lage verdient hat, in welcher er sich befindet, desto mehr ist er des Mitleidens und der Gutthaten würdig. Bey solchen Leuten soll man die Unterstützung nicht verschieben; man soll ihren Bitten sogar vorkommen, um ihnen die Scham zu ersparen, die mit jedem Begehren verknüpft ist. Wie viele lassen sich durch die äußerste Noth drucken, und leiden lieber den größten Hunger, als einem andern das erniedrigende Geständniß ihres Elendes zu machen. Der Gutthäter, welcher dergleichen Unglückliche ausfindig zu machen suchet, darf sich mit der süßen Hofnuug schmeicheln, daß er seine Gutthaten nach dem Rathe des Weisen*) denen ertheilt, die sie am ersten verdienen, und wo er seines Lohns sich am meisten versichert halten darf. Wie erquickend und beneidenswerth sind jene Augenblicke, in welchen man die Thränen des Hilflosen, die sein Elend aus seinen Augen presset, durch Gutthaten abtrocknet, und die Freude in sein Herz gießt! wie süß sind die Gegengefühle; wie kräftig die Dankbarkeit derer, welchen man auf eine kluge

*) Eccles. 12.

und menschenfreundliche Art zu Hilfe gekommen ist! Kann es wohl hienieden ein Vergnügen geben, das jenem gleich kömmt, welches der Gutthäter, so wie derjenige, der die Gutthaten empfängt, genießt!

Es ist eine noch weit größere Gutthat, als die Gutthat selbst, wenn man auf Mittel sinnet, eine Gutthat so anzubringen, daß die Schamhaftigkeit dessen, dem man sie erweiset, nicht aufgeregt, und er dadurch nicht in Verlegenheit gesetzt wird.— Der berühmte Dichter Despreaux hat sich eines sehr sinnreichen Kunstgriffes bedient, um seinem Freunde, der in der Blüthe seines Alters an einem Gerichtshofe die Verrichtungen eines Advokaten ausübte, und mehr auf seinen Ruhm als auf sein Vermögen besorgt gewesen war, aus seiner Noth zu helfen. Der Advokat sah sich in den letzten Tagen seines Lebens in einer solchen Bedürftigkeit, daß er, um sich dem ununterbrochenen Dringen eines seiner Gläubiger zu entziehen, schon im Begriffe war, seine Bücher zu verkaufen. Despreaux, dem das Vorhaben seines Freundes zu Ohren gebracht wurde, gieng eilends zu ihm, und both ihm einen Drittel mehr an, als ein anderer Liebhaber dafür geben wollte. Aber

als er ihm das Geld herzählte, machte der Dichter seinem Freunde zur unverbrüchlichen Bedingung, daß er seine ganze Lebenslänge von seiner Bibliothek Gebrauch machen solle, und daß erst nach seinem Tode sein Recht zu derselben aufhören würde. Dadurch wurde der Advokat auf eine sehr angenehme Weise überraschet.

Die wahre Wohlthätigkeit, wenn sie uneigennützig ist, und aus einem mit reinen Gefühlen beseelten Herzen fließt, schränkt ihre Wirkungen nicht blos auf das Leben dessen, der sie verdient, ein, sondern sie erstreckt dieselbe, so oft es die Umstände erheischen, sogar über sein Leben hinaus. Die Thränen, die wir auf dem Grabe eines Gutthäters, oder eines wahren Freundes weinen, entledigen uns der Schuld nicht, die wir, während er noch lebte, gegen ihn zu entrichten hatten. Wenn schon sein Name unter der Zahl der Lebenden ausgestrichen ist, so lebt er noch in der Familie, die er zurückgelassen hat. Gutthäter und Freunde, die nicht mehr sind, sollen in unserm Gedächtniße durch öfteres Andenken, in unserm Munde durch das Lob, welches wir ihnen sprechen, in unserm Herzen durch thätige Gefühle fort leben; wir müßen ihre Kinder unterstützen, wenn sie

unserer Hilfe bedürfen. — Ein Richter hatte einen Freund, dem er wegen vieler Verbindlichkeiten sehr geneigt war, durch den Tod verloren. Dieser hatte Schulden und zwey noch sehr junge Kinder ohne Vermögen hinterlassen. Der Richter verkaufte also gleich seine Pferde und seinen Wagen, schränkte sein Hauswesen sehr ein, und zog in die Vorstadt, wo die Wohnungen um in beträchtlich geringeres Geld zu stehen kommen. Er gieng dann täglich in den Gerichtshof zu Fuße. Die Einen muthmaßeten, daß er plötzlich von dem Geiste der Geldsucht eingenommen worden war; die Andern hielten dafür, daß er sich nur darum eingeschränkt hatte, um die Unkosten, welche ein lüderliches Leben nach sich zieht, desto leichter bestreiten zu können; bald wurde er auf diese, bald auf jene Art der Verleumdung und Tadelsucht ausgesetzt. Nach zwey Jahren erschien er wieder in seinem vorigen Glanze in der Welt. Unterdessen hatte er sich beynahe zehn tausend Gulden erspart; mit einem Theile bezahlte er die zurückgelassenen Schulden seines Freundes, den andern legte er zum Nutzen der Kinder auf Zinse. Auf eine solche Art hat der großmüthige Richter Mittel gefunden, die verwaiseten Kinder aus den Armen des Elendes zu reißen, ohne

seinen eigenen Wohlstand im geringsten zu vermindern. Dieses Beyspiel einer seltnen Gutthätigkeit verdient in den Jahrbüchern des Menschengefühls für immer aufgezeichnet zu werden.

Durch Gunstbezeugungen, Diensteifer und Gutthaten gewinnt man die Herzen aller Menschen; man bindet dadurch seine Freunde gleichsam mit unzertrennlichen Banden an sich, und oft gewinnt man die Liebe seiner Feinde wieder, weil sie dieselbe einer aufrichtigen Herzensbezeugung nicht versagen können. Wie oft werden Menschen durch einen blos vermeinten Haß voneinander getrennt! sobald er also auf einer Seite aufhört, und der Andere diese Aenderung durch unzweydeutige Beweise wahrnimmt, muß nothwendiger Weise auch aller Geist des Hasses in seinem Herzen erlöschen. Familienuneinigkeiten, die wegen ihrer heftigen Aeußerungen und der langen Dauer keine Aussöhnung mehr hoffen ließen, sind schon durch eine geringe Dienstleistung, durch eine unbedeutende Wohlthat gehoben worden. Man ist des Sieges gewiß, wenn man seinen Feind mit Gutthaten angreift, und ihn dadurch zu überwinden suchet. Wer ihn nach den Vorschriften des Evangeliums aufrichtig liebt, muß auch alle Gelegen-

heiten aufsuchen, ihm Gutes zu erweisen; denn die wahre Liebe kann nicht unthätig und fruchtlos seyn. Sie darf nicht erkalten; sie muß unaufhörlich Früchte tragen; nnd gleichwie die Pflanzen nach einem Ungewitter, das sie niedergeschlagen hat, sich wieder aufrichten, und gleichsam mit frischem Eifer ihr Wachsthum fortsetzen, eben so soll der Mensch, wenn er auch durch Undankbarkeit und unanständige Begegnungen nicht allemal gleich den Lohn für seine Gutthaten empfängt, deßwegen denselben kein Ende machen, sondern die Irrenden durch eifriges Gutesthun zur Besinnung zurückbringen. Wer nicht auf eine solche Weise verfährt, von dem muthmaßet man nicht ohne Grund, daß er nur aus Eigennutz Gutes thut.

Wenn aber außer den gewöhnlichen Ursachen, die jeden vermögenden Mann zur Gutthätigkeit verpflichten, noch die Dankbarkeit dringt, dann ist es allemal ein Laster, aus welcher Ursache es immer seyn mag, die Quellen der Gutthätigkeit zu verstopfen. Wie mancher, wenn er seinen Stand ändert, und sich zu einer hohen Würde erschwingt, oder wenn er von demjenigen, dem er Gutes erwiesen hat, keine Gegendienste mehr hoffen darf, vergißt

ihn gänzlich, und läßt ihn oft in der Bedürftigkeit schmachten? — Perikles hatte den Philosophen Anaxagoras in seiner Jugend zum Lehrer gehabt. Da dieser sehr arm war, so reichte er ihm monatlich das Geld dar, womit er sich seinen Unterhalt verschaffen konnte. Nach einigen Jahren bestieg Perikles den Thron, und wegen der zahllosen Beschäftigungen, die mit seiner hohen Würde verknüpft waren, vergaß er gänzlich seinen alten Lehrer. Diese Vergessenheit rührte Anaxagoren so sehr, daß er den Entschluß faßte, vor Hunger dahin zu sterben. Er legte sich also auf den Boden, und bedeckte sich mit seinem Mantel. Perikles, der von diesem seltnen Entschluße gehört hatte, begab sich zu seinem alten Lehrer, und bath ihn inständig, er möchte doch sein Leben erhalten, da er wohl wisse, wie sehr er seines Rathes bedürfe. Anaxagoras erhub langsam seinen Kopf, und sagte ganz gelassen zu seinem ehemaligen Lehrlinge: Wenn man das Licht einer Ampel brauchet, so muß man nicht vergessen, in dieselbe Oel zu genießen.

Es ist aber nicht allemal genug, daß man Jemanden eine Gutthat erweise, der derselben bedarf, sondern sie soll ihm auch mit Liebe und

dienstfertigen Gesinnungen ertheilt werden. Wer sich schon so weit überwunden hat, entweder seinen Geldkasten zu eröfnen, oder eine Dienstgefälligkeit sich abzuzwingen, hat schon das Meiste gethan; was soll es ihm dann noch kosten, mit anständigen Arten und liebreichen Aeußerungen seine Gutthat zu begleiten. So oft man etwas mit Vorwürfen oder mit Sauerkeit giebt, beraubt man sich des Werthes seines Geschenkes. „Mein Sohn, sagt der Weise, mische in dei„ne Gutthaten keine Vorwürfe, und gebe dei„ne Geschenke niemals mit traurigen und krän„kenden Worten; ein gutes Wort ist besser als „das Geschenk selbst.“ *) Durch unanständige Arten und bittere Worte beleidigt man den, der empfängt. Er wird schon genug dadurch verdemüthiget, daß er im Falle sich befindet, der Hilfe eines andern zu bedürfen; ist es nicht Unmenschlichkeit, diese Verdemüthigung noch zu vergrößern? — Jemand beklagte sich, daß der Kardinal Mazarin mit unanständigen Arten seine Gutthaten erwiese. „Man hat Unrecht, „sich deswegen zu beklagen, sagte der Graf „von Bussi; man ist diesem Minister mehr „schuldig als jedem andern; denn, wenn er

*) Eccles. 18.

„giebt, entledigt er den, der empfängt, von „der Pflicht der Dankbarkeit."

Eben so begeben sich aller Ansprüche auf Dankbarkeit alle diejenigen, welche denen, die Gutes von ihnen empfangen, zu erkennen geben, daß sie ihre Gutthaten hochschätzen, und folglich, daß sie eine große Dankbarkeit erwarten. Wer Gutes empfängt, der soll die Gutthaten schätzen, und nicht jener, der sie ertheilt; hierin ist die Sache immer im verkehrten Verhältniße: je weniger ein Gutthäter überzeugt zu seyn scheint, daß er wahren Dienst leistet, desto mehr fühlet sich der Empfänger geneigt, den Gutthaten einen großen Werth beyzulegen, weil er in solchem Falle seines Glückes ungehindert genießt. Läßt ihm aber sein Gutthäter wissen, daß er der einzige Urheber davon ist, und stellet er sich dasselbe noch größer vor, als es wirklich ist, so verhält er sich gegen ihn wie ein Beneider; bey jeder solcher menschenfeindlichen und selbstsüchtigen Aeußerungen scheint er gleichsam das zu bereuen, was er schon gethan hat; er begiebt sich also, wie der grobe Gutthäter, aller Ansprüche auf Dankbarkeit.

IV.

Verschwiegenheit.

Das süßeste Band der Freundschaft besteht darinn, daß zwey Freunde sich einander ihre Gesinnungen mittheilen, ihre Betrübnisse und Sorgen, so wie ihre Freuden und Glücksfälle, erzählen, ihre Vorhaben und Plane entdecken, und ihre Geheimnisse anvertrauen können. Man glaubt sich gleichsam einer Bürde entledigt zu haben, wenn man Jemanden zum Zeugen seiner Gedanken machet, und ihm den Zugang zu seinem Herzen eröfnet. Dieser Trieb, sich zu mittheilen, wird aber bey dem Menschen nur in so weit auf eine ihn befriedigende Weise erfüllet, als derjenige, dem man seine Gedanken anvertraut, zu erkennen giebt, daß er einen innigen Antheil daran nimmt, und daß es für ihn von einer gewißen Wichtigkeit ist.

Wenn aber die Mittheilung seiner Gedanken und Geheimnisse einer der frohesten Genüße der Freundschaft ist, so ist die Verschwiegenheit eine ihrer strengsten Bedingungen. Eine Freundschaft kann nicht bestehen, wo der Eine die Geheimnisse des Andern entdeckt; sie löset sich auf, und verschwindet, weil das Band zerrissen wird, das sie zusammenknüpft; wer das Geheimniß seines Freundes entdeckt, sagt der Weise, verliert sein Zutrauen. Vergebens wird er es wieder zu gewinnen suchen. Zwey Freunde, welche Verschwiegenlosigkeit von einander getrennt hat, vereinigen sich nicht mehr; sie verzeihen sich harte Vorwürfe, unartige Begegnungen, heftige Aeußerungen des Unwillens, der Ungeduld und des Zorns; aber nie versöhnet sich der Eine mit dem Andern aus, der sein Geheimniß verrathen hat.

Wenn schon derjenige, der einem andern ein Geheimniß anvertraut, ihm dabey verbietet, es Jemanden, wer er immer sey, zu eröfnen, so hält man gemeiniglich nicht dafür, daß ein solches Verboth eine strenge Verpflichtung mit sich bringt; oder vielmehr, man glaubt dem Verbothe nicht entgegen zu handeln, wenn man das Geheimniß nur unter der ausdrücklichen Bedingung entdecket, daß es nicht weiter ge-

bracht werde. Aber wären wir ruhig, wenn eine solche, obschon geheime Entdeckung, demjenigen zu Ohren gebracht würde, von dem wir im Vertrauen das Geheimniß vernommen haben? Würde dieser nicht mit Gründen uns den Vorwurf machen dürfen, daß sein Verboth unbedingt war, und folglich, daß es ohne Ausnahme vollzogen werden sollte? Dann wie selten geschieht es, daß in solchem Falle das Geheimniß nicht von Mund zu Mund, freilich immer unter der Bedingung der Verschwiegenheit, überbracht werde? — Jemand erzählte einst einem seiner Freunde eine Geschichte, die man ihm als ein Geheimniß anvertraut hatte, und bath ihn dabey, er möchte doch Niemanden etwas davon sagen. Bleiben sie ruhig, antwortete der Freund, ich werde gewiß eben so verschwiegen seyn, wie sie.

Eine Schwachheit ist immer die Ursache der Verschwiegenlosigkeit. Durch die Entdeckung eines Geheimnisses giebt man sich eine gewiße Wichtigkeit; man machet sich die Leute einigermaßen verbindlich, deren Vorwitz man befriedigt, und glaubt dadurch sich das Recht zu erwerben, in ähnlichen Fällen gleiche Dienstgefälligkeit zu erfordern. Der Trieb, die Ge-

heimnisse zu entdecken, ist überhaupt sehr groß, und daher ist die Verschwiegenheit eine seltne Tugend. Mit dem festesten Entschluße, nichts zu verrathen, verräth man beynahe doch immer; wenn es nicht mit ausdrücklichen Worten geschieht, so giebt man wenigstens zu erkennen, daß man das Geheimniß inne hat; durch diese einzige Erklärung hat man es schon zur Helfte verrathen; man erzählt dann einige Umstände, die an sich freilich unbedeutend sind, aber zur Befriedigung der Begierde des Vorwitzigen dennoch hinreichen, weil dieser manchmal schon von anderswo Erläuterungen hat, die ihm den Aufschluß geben, und ihn dann in das Geheimniß auf eine Art einweihen, die ihn zur Verschwiegenheit nicht verbindet. Auf eine solche Weise sind schon oft Geheimnisse kund gemacht worden, von denen man nicht hat begreifen können, wie man auf die Spur derselben gekommen ist.

Es giebt eine Art von Geheimnissen, zu deren Verschwiegenheit man aus Nächstenliebe so oft verbunden wird, als aus der Entdeckung derselben für Jemand ein Nachtheil entstehen könnte; und weil die Nächstenliebe sich auch auf die Feinde erstreckt, so kann auch nicht erlaubt seyn,

dergleichen nachtheilige Geheimnisse zu entdecken, sollten sie auch sich auf Leute beziehen, mit denen man in Verfeindungsverhältnissen steht. — Der Graf von Schafsburi, der in der Geschichte Englands wegen des thätigen Antheils so berühmt ist, den er an der Vergleichung der Verwirrungen genommen hatte, welche das Reich des Karls II. beunruhigten. Er war Minister des Königs geworden, und Hollis, sein unversöhnlicher Feind, hatte sich zum Parlamente erklärt. Nach Verlauf einer gewißen Zeit wurde Hollis von dem Parlamente selbst wegen gewisser heimlichen Einverständnisse mit dem Könige in Verdacht gezogen. Es fehlte nur an Zeugen, welche die Anklage bekräftigten. Man wendete sich also an Schafsburi, der wegen seiner Verbindung mit dem Könige hierüber den erwünschten Aufschluß leicht geben konnte. Da man wußte, daß der Graf mit Hollis entzweyt war, so zweifelte man nicht, daß er nicht mit Freude diese Gelegenheit ergreifen würde, an seinem Feinde seine Rache auszuüben. Man berief ihn also vor Gericht, und stellte verschiedene Fragen an ihn. Der Graf antwortete aber, daß er in diesem Falle sich nicht entschließen könne, auf die gestellten Fragen zu antworten.

Denn, falls er etwas zum Nachtheile des verklagten Hollis entdeckte, würde er bey Jedermann den Verdacht veranlassen, er hätte sich eines niederträchtigen und schändlichen Mittels bedient, sich seines Feindes zu rächen. Die Richter ließen sich aber durch diese Vorstellung nicht abwendig machen, sondern bathen ihn nur desto zudringlicher, und dann gebrauchten sie gar Drohungen. Aber alle ihre Ränke blieben fruchtlos. Man befahl ihm also, sich zu entfernen, und mehrere Mitglieder schlugen mit vielem Nachdrucke vor, ihn in das Gefängniß werfen zu lassen. Hierauf begaben sich die Freunde des Grafen zu ihm, und bathen ihn, den Forderungen der Kammer Genüge zu thun; aber er blieb unerschütterlich in seinem Vorhaben, und seine Gegner wurden glücklich von den andern überstimmt. Hollis begab sich dann zum großmüthigen Grafen, ihm seinen Dank zu entrichten. Aber Schafsburi antwortete ihm: „Durch meine Verschwiegenheit „glaube ich nicht, Sie gegen mich verbindlich „gemacht zu haben; das Gleiche hätte ich gegen jeden Andern gethan, weil mein Gewissen mich dazu verpflichtete. Nichts destoweniger sind mir ihre Verdienste bekannt genug, „um ihre Freundschaft zu schätzen, und sie als

„eine sonderbare Gunst anzusehen, wenn Sie „mich derselben würdig zu seyn glauben soll„ten.“ — Hollis bewunderte solche Gesinnungen in einem Manne, den er als seinen Feind angesehen hatte, und er schwur ihm eine ewige Freundschaft.

Wenn eine alte Feindschaft durch eine großmüthige Verschwiegenheit in eine aufrichtige Freundschaft verwandelt worden ist, so wird schon dadurch begreiflich, wie Verschwiegenlosigkeit die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und die dauerhaftesten Freundschaften zu unversöhnlichen Feindschaften machen könne.

Man sagt gewöhnlich, die Männer sind über fremde Geheimnisse mehr verschwiegen als über die eigenen, und die Weiber im Gegentheile entdecken lieber Geheimnisse, die man ihnen anvertraut hat, als ihre eigenen. Dieses Sprichwort, welches man aus der Erfahrung geschöpft hat, gründet sich auf den Charakter des Mannes und des Weibes. Aber der Weise entlehnt aus jedem Geschlechte die Tugend, und läßt jedem seinen Fehler: er ist in Rücksicht auf fremde Geheimnisse verschwiegen, und

verheimlichet mit gleicher Sorgfalt die seinigen, wenn nicht besondere Ursachen ihm rathen, sie einem klugen Freunde zu eröfnen. Eine unbescheidene Verschwiegenlosigkeit hat schon manche mit aller Klugheit ausgedachten Anschläge scheitern gemacht. — Der Kardinal Richelieu sagte oft, daß das Geheimniß die Seele der wichtigen Geschäfte und Unternehmungen ist. Wer andern zu befehlen hat, soll dem Schöpfer nachahmen, der die Welt durch Triebfedern regiert und in Bewegung setzt, die ihm allein bekannt sind.

Was ein Mensch in seinem Herzen verschlossen hält, kann nicht entdeckt werden, und was er einem andern anvertraut, kann nicht verborgen bleiben. Entdecke dein Herz nicht jedem Menschen, sagt der Weise, denn es könnte derjenige, dem du ein Geheimniß anvertrauest, ein falscher Freund seyn, der sich dann deiner Verschwiegenlosigkeit bedient, von dir übel zu sprechen. Jede unbescheidene Entdeckung, so wohl eines eigenen als eines fremden Geheimnisses, ist eine Schwachheit, wozu man wegen Mangel an Erfahrung verleitet wird. Man sieht die Fol-

gen, die daraus entstehen, nicht vor, und daher eröfnet man sein Herz ohne Bedenklichkeit, um eine augenblickliche Eitelkeit zu befriedigen, die oft die Quelle einer ewigen Reue ist.

Die Betrübniß ist eine andere Ursache der Verschwiegenlosigkeit. Wer leidet, suchet andere auf, die an seinem Leiden Antheil nehmen; er gießt in ihr Herz die Ursachen, die das seinige beklemmen, und dabey entdeckt er manche Geheimnisse, die er nie hätte entschleiern sollen. Eine heimliche Rachgierde dringt auch oft in solchen Fällen dem betrübten Herzen ein Geständniß ab, wozu es bey ruhigem Gemüthe sich nie hätte bereden lassen. Wenn zwischen Freunden Mishelligkeiten entstehen, die sie entzweyen, so werden allemal die Geheimnisse, die sie einander anvertrauet haben, beyderseits die Quelle ihrer größten Reue seyn.

Es ist überhaupt gegen die Klugheit gehandelt, wenn man Leuten ein Geheimniß entdeckt, bey denen das Schwatzen zum Bedürfnisse geworden ist, oder wenn man es Weibern und Kindern eröfnet. Den Erstern ist die Verschwiegenheit unmöglich; wer viel redet, sagt,

was er weiß, und die Geheimnisse entwischen ihm, wenn er schon den Entschluß gemacht hatte, sie zu verheimlichen; und weil solche Leute meistens reden, ohne wohl zu wissen, was sie sagen, so kann auch gar leicht geschehen, daß sie ein Geheimniß entdecken, ohne es selbst zu wissen.

Da die Geschwätzigkeit, wie das allgemeine Sprichwort sagt, auch ein Bedürfniß des weiblichen Geschlechts ist, so rathen eben die Ursachen, welche dem Weisen verbieten, den Schwätzer zu seinem Vertrauten zu wählen, sein Herz einem Weibe zu eröfnen. Hierüber ist noch zu bemerken, daß die Weiber dem übrigens verschlossenen Manne seine Geheimnisse durch gewisse Kunstgriffe zu entreißen wissen, die sie ihrem Geschlechte zu verdanken haben, und die auf den unbehutsamen Mann um so wirksamer sind, als er die Ketten liebt, an welche sein Herz gefesselt wird. — Jedermann kennt die Geschichte des unglücklichen Samsons, und weiß, wie theuer die Schwachheit gegen sein Weib ihm gekostet hat. —

Was die Kinder anbelangt, so kann von diesen mit Vernunft die Verschwiegenheit nicht

verlangt werden, weil sie weder die dazu erforderliche Klugheit besitzen, noch die Folgen einsehen können, welche aus einer unbescheidenen Entdeckung eines Geheimnisses entstehen könnten. — Nichts destoweniger liefert uns die Geschichte Beyspiele seltener Verschwiegenheiten so wohl der Weiber als der Kinder. — Mehrere Athenienser hatten eine heimliche Verschwörung gemacht, ihre Stadt von dem Joche der Tyranney zu befreyen. Eine Frau, die man Löwin nannte, war im Geheimnisse. Der Tyrann erfuhr es, ließ sie kommen, und trug ihr auf, ihre Mitschwörer zu entdecken. Aber sie schwieg. Er ließ sie auf die grausamste Weise foltern, und die Frau duldete mit Heldenmuth alle Peinen aus, ohne die Wißgierde des Tyrannen im geringsten zu befriedigen. Da sie aber sich fürchtete, sie möchte durch die Heftigkeit der Schmerzen auf eine Prüfung gesetzt werden, welche die zarte Natur ihres Geschlechts vielleicht nicht aushalten würde, so schnitt sie sich selbst die Zunge ab, damit das Geheimniß ihr auf keine Art entwischen könnte. — Nach einiger Zeit hatten die Athenienser es so weit gebracht, ihren Tyrannen aus der Stadt zu verjagen. Sie erinnerten sich dann der Dienste, welche die Löwin

ihnen durch ihre Verschwiegenheit geleistet hatte. Zum Denkmale ihrer Erkanntlichkeit und ihrer Bewunderung ließen sie eine Säule aufrichten, die eine Löwin ohne Zunge vorstellte; und auf das Fußgestelle wurde die Inschrift ausgeschnitten: Die Tugend hat über das Geschlecht gesiegt.

Eben so giebt es auch Beyspiele in der Geschichte, daß Kinder sich durch eine Verschwiegenheit ausgezeichnet haben, die man von ihrem Alter nicht erwarten durfte. — Es war ehedem der Gebrauch zu Rom, daß die Rathsherrn ihre Kinder, welche noch den mit Purper eingefaßten Rock trugen, den sie nicht ablegten, bis sie das vierzehnte Jahr erreicht hatten, mit sich in den Rath führten. Man berathschlug sich einst über einen sehr wichtigen Gegenstand, über welchen man am nämlichen Tage nicht hat einig werden können; er mußte also auf den folgenden Tag verschoben werden. Um aber allen fremden Einfluß zu verhüten, war man übereingekommen, Niemanden etwas davon zu entdecken, bevor die Sache endlich entschieden wäre. Der junge Papirius war an demselben Tage mit seinem Vater im Rathe gewesen; als er nach Hause

zurück kam, fragte ihn seine Mutter, was man im Rathe verhandelt hätte. Der Knabe antwortete, es wäre verbothen, etwas vor der Entscheidung zu entdecken. Diese Antwort regte aber den Vorwitz der Mutter nur mehr auf, und sie fragte ihren Sohn dann mit größerer Zudringlichkeit. Der Knabe, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, ersann im Augenblicke folgende Antwort. „Man hat, sag„te er zu seiner Mutter, die Frage aufgewor„fen, ob es für die Republik vortheilhafter „wäre, den Männern zu erlauben, sich mit „zwey Weibern zu vermählen, oden den Wei„bern, zwey Männer zu haben.“ Dieser seltene Berathschlagungspunkt bestürzte die Mutter; eilends erzählte sie die Sache ihren Freundinnen, die darüber in gleiche Besorgnisse geriethen. Den andern Tag wurde das Rathhaus von einer Menge römischer Damen umringt, welche mit weinenden Augen die Rathsherrn bitten ließen, man möchte doch nichts entscheiden, ohne sie darüber zu vernehmen. Der ganze Rath erstaunte über diese seltne Erscheinung; und man fragte sich untereinander, was dann ihre Weiber wollten. Der junge Papirius trat alsdann hervor, und erzählte, wie er den vorigen Tag seiner

Mutter antwortete, um ihrem zudringlichen Vorwitze auszuweichen. Hierauf lobte der ganze Rath die unerschütterliche Verschwiegenheit des Knaben, und beschloß, daß fernerhin kein Rathsherr seinen Sohn mit sich in Rath führen dürfe, und daß der junge Papirius allein von diesem Gesetze ausgenommen werden solle.

Wenn schon die Geheimnisse überhaupt verschwiegen werden sollen, so giebt es doch Fälle, wo man sie entdecken kann und manchmal entdecken soll. Befindet sich die Unschuld in Gefahr, oder kann durch die Entdeckung eines Geheimnißes ein großes Uebel verhütet werden, so soll dieß ohne Bedenklichkeiten geschehen.

Heinrich, der dritte, König von Frankreich, hatte den König von Navarra, der nach der Hand den Thron Frankreichs unter dem Namen Heinrichs des vierten bestieg, gefangen nehmen lassen. Dieser hatte aber bald darauf Mittel gefunden, aus seiner Gefangenschaft zu entrinnen. Fervaques wurde in Verdacht genommen, diese Frucht begünstiget zu haben. Der König erzörnte hierüber, und

schwur Fervaquen den Tod; dann setzte er hinzu, daß derjenige, der dem Verräther davon die Nachricht überbringen würde, für dessen Flucht gut stehen müßte. Crillon war gegenwärtig gewesen, und da er wußte, wie leicht der König einen Unschuldigen seinem Zorne aufzuopfern vermochte, zitterte er, als er das Leben des tapfern Fervaques in Gefahr sah. Er ließ sich aber durch die Drohungen des Königs nicht schrecken; er berichtet Fervaques von dem Vorhaben des Königs, und rathet ihm, sein Heil in der Flucht zu suchen. Den andern Tag wurde dem Könige die Flucht des Offiziers Fervaques zu Ohren gebracht. Ganz wüthend bringt er die Namen derer, die bey seinem Eidschwur gegenwärtig waren, ins Gedächtniß, und nahm gleich Crillon in Verdacht; er ließ ihn rufen, und fragte ihn mit funkelnden Augen, ob er denjenigen kenne, der die Flucht des Fervaques begünstiget hat; „ja Sir," antwortete Crillon. — „Wer ist „er dann? — Nie werde ich jemand andern „verrathen als mich selbst, antwortete Crillon. „Die Furcht, es möchte das Leben eines Un„schuldigen dem Zorne Euerer Majestät auf„geopfert werden, gebietet mir, mich selbst zu „stellen; ich bin derjenige, den Sie strafen

„sollen, und der sich als einen Mörder des „Fervaques angesehen hätte, wenn er ihm ein „Geheimniß verschwiegen hätte, wovon sein „Leben abhieng.“ Auf diese Worte staunte der König. Dann sagte er: da nur ein Crillon in der Welt ist, so wird meine Gnade gegen ihn kein gefährliches Beyspiel seyn.

V.

Eigenruhm und Selbstsucht.

Ein jeder Mensch betrachtet sich in dem großen Weltall gleichsam wie einen Mittelpunkt; alles suchet er auf sich zu ziehen; alles möchte er nach seinen Einsichten eingerichtet und regiert wissen. Ueberall erblicket er Unordnung und Misverhältniß; hier endecket er Widersprüche, dort fällt ihm Gesetzwidrigkeit auf. Sogar die Disharmonie, welche er sowohl in der ganzen Gesellschaft, als bey einigen Gliedern insbesondere wahrnimmt, glaubt er heben zu können, wenn seinem Rathe gefolget würde, und wenn man seine Plane in Erfüllung brächte.

Man glaubt gerne von sich selbst, daß, was man sieht, wohl gesehen; was man erkennt, richtig erkannt; was man denket, tiefsinnig durchdacht sey; jeder bildet sich ein, er

lasse sich nicht, wie andere, von Leidenschaften blenden; er meynt, Vorurtheile vermögen nichts auf seinen Verstand, und er hüte ihn immer gegen jeden fremden und in Irrthum verleitenden Einfluß rein. — Aus diesen allgemeinen und nur wenigen Ausnahmen unterworfenen Gesinnungen entstehen Eigenruhm und Selbstsucht. Diese zwey miteinander verwandte Leidenschaften werden besonders durch den guten Erfolg aufgeregt, der manche unserer Untenehmungen krönet. — Menecrates, ein Arzt von Syrakus, erschien nie auf öffentlichen Plätzen, nie machte er seine Besuche bey den Kranken, ohne von einem, den er geheilet hatte, sich begleiten zu lassen; er legte sich deswegen einen so hohen Werth bey, daß er den Beynamen Jupiter seinem Namen nachsetzte. Einstens schrieb er an Philippus, den Vater Alexanders des Großen, und fieng seinen Brief folgendermaßen an: Menecrates-Jupiter an den König Philippus seinen Gruß. Der bescheidene König, um dem thörichten Arzte seine Eitelkeit begreiflich zu machen, antworte ihm: Philippus an Menecrates Gesundheit und Verstand.

Wer von sich selbst denket, daß er große Verdienste hat, wird nicht lange in deren Besitze seyn; sobald er aber anfängt, sie selbst kundbar zu machen, sie bey jedem, der ihn nur anhören will, anzurühmen, so hat er sie gewiß schon verloren, oder sie haben nie anders als in seiner Einbildungskraft existirt. Wer sich selbst lobt, veranlaßt bey allen denen, die ihn anhören, eine Wirkung, welche jener schnurgrad entgegengesetzt ist, die er hat hervorbringen wollen. So sehr Jedermann geneigt ist, sich selbst zu loben, eben so wenig verzeihet er es einem andern, der sich lobt: außerdem, daß seine Eigenliebe dadurch beleidigt wird, erkennt er gar wohl die Eitelkeit der Gründe, worauf eingebildete Verdienste, die man selbst anrühmet, gebauet sind. Daher wird man allemal gegen den heimlich aufgebracht, der von sich redet, und man würde ihm seine thörichte Unbescheidenheit allemal zu erkennen geben, wenn man dadurch die Gesetze der Anständigkeit und des geselligen Umganges nicht verletzen müßte. Doch wenn in solchen Fällen eine Zurechtweisung in einen witzigen Ausdruck eingekleidet werden kann, wodurch man dem Prahler nicht geradezu, sondern auf eine zweydeutige Weise fühlen läßt, wie wenig man nach

seinen Absichten gestimmt ist: so kann eine solche Verdemüthigung ohne Unbescheidenheit angebracht werden. — Ein Zeitungsschreiber rühmte sich einst in einer Gesellschaft, daß er als Kunstrichter der Geistesprodukte Ruhm und Ruf ertheilt. Es ist wahr, sagte Jemand von der Gesellschaft zu ihm, Sie ertheilen ihn mit solcher Verschwendung, daß Ihnen selbst nichts mehr überbleibt. — Auf eine ähnliche Weise antwortete Jemand einem sehr mittelmäßigen Poeten, der sich rühmte, daß seine Verse ihm nicht viel Mühe kosteten, indem er deren schon hundert drey und dreißig tausend zwey hundert und vier und zwanzig gemacht hat: sie kosten Ihnen, was sie werth sind.

Der Ruhm und die wahre Ehre sind zwey Dinge, die man nie findet, wenn man sie suchet, und die man allemal findet, wenn man sie nicht suchet; der einzige Weg, der zu denselben führet, ist jener, von welchem wir nach unsern selbstsüchtigen Einsichten glauben, daß er uns davon entfernt: er ist ungeheuchelte Bescheidenheit. Diese Tugend zeigt uns jedes fremde Verdienst in seinem wahren Glanze; sie zerreißt den Schleier, welche die Eigenliebe über

die Talenten und die guten Eigenschaften der Andern zieht; sie hellet den Nebel auf, der uns hindert, unsere eigenen Fehler einzusehen; die Vorurtheile zu erkennen, die uns in der Beurtheilung unseres eigenen Werthes blenden, und den Einfluß der Leidenschaften wahrzunehmen, welche sich stets bestreben, die Ehre Anderer herabzusetzen, und zu vertilgen, um auf den Trümmern derselben uns zu erheben. Der bescheidene Mann weiß, daß man glücklich vollendete Unternehmungen, ansehnliche Würden und ruhmvolle Handlungen mehr einer zufälligen und glücklichen Zusammenstimmung der Umstände, als eigenem Talente, zu verdanken hat; er weiß, daß das grausame Schicksal die Menschen oft despotisch behandelt, und ihre Gunsten nicht nach Verdienst, sondern nach Willkühr austheilt; er weiß, daß die Eigenliebe Jeden blendet, und den aufrichtigsten Beurtheiler seiner eigenen Handlungen oft in Irrthum verleitet. Wenn die Menschen Lob und Ehren um ihn herstreuen, so erinnert er sich der unstatthaften, bald überspannten, bald ungerechten und selten gegründeten Urtheile der Menschen; er sagt zu sich selbst, was ein Kriegsherold zu den römischen Siegern während des Siegszuges sagte: Geden-

ke, daß du ein Mensch bist. Du sollst wissen, daß die Ehre, die dich umringt, und die mit so vielem Glanze vor deinen Augen schimmert, wie ein Traum wieder verschwinden wird; daß die hochklingenden Titel eitle Benennungen sind, die den Werth des Mannes, dem sie ertheilt werden, nicht erhöhen, und daß die Ehren dem Menschen eben so wenig eigen sind, als die Verzierungen dem Schauspieler, dem nach Beendigung des Theaterstückes von der Rolle, die er gespielt hat, nichts mehr, als die bloße Erinnerung, übrig bleibt. Die Ehrensäulen, welche zum Andenken der Menschen errichtet werden, sind zergängliche Bilder, die von dem Ungestimme der Witterung vernichtet werden; und wer weiß, ob eben dasselbe unbeständige Volk, welches heute mit so großer Verschwendung Ruhm und Ehren austheilt; das deine Säule mit Kränzen und Blumen ziert, morgen dieselbe nicht umstürzen und mit Füßen betreten wird. Und wenn auch ein Mann so geschickt und versucht ist, daß er Trotz der Unbeständigkeit des wankelmüthigen Schicksals sich unbeweglich auch seiner hohen Stufe gegen seine Angriffe zu vertheidigen weiß, so wird doch bald der Tod kommen, der gewiß über ihn siegen, sei-

nen Namen aus der Zahl der Lebenden auslöschen, und den erblaßten Leichnam sammt dem Ruhme und den Ehren in das nämliche Grab verhüllen wird.

Da Eigenruhm den Prahler in jeder guten Gesellschaft gehäßig machet, so nimmt man gewöhnlich zu Kunstgriffen seine Zuflucht, um sein heimliches Streben nach Ruhm und Ehre zu befriedigen. Bald erhebt man an einem andern ein Talent, eine Eigenschaft, in deren Besitze man auch zu seyn glaubt; man rühmet Handlungen Anderer an, die man selbst ausübt; man ertheilt Lob und Ehre einer Unternehmung, die man auch zu machen gesonnen ist, oder die man schon vollzogen hat. Bald setzet man in andern Eigenschaften herab, die jenen entgegengesetzt, die man an seiner Persou anerkannt wissen möchte; man tadelt Jeden, der anders denkt, und an'ers handelt, als man selbst denkt und handelt; man sieht Unbesonnenheit in einer Unternehmung, zu welcher man sich selbst nicht gewachsen zu seyn fühlet; man entdeckt Zweckwidrigkeit in ihrer Anlage, man rüget Mängel in ihrer Ausführung, und stellet sich als Kunstrichter auf, um bey andern den Begriff zu veranlassen, als

hätte man unverkennliche Vorzüge im Punkte, von dem die Rede ist. Es ist oft zu verwundern, wie die Eitelkeit bey dem Dummsten manchmal geschickt ist, seine Ruhmsucht mit dem Gewande einer scheinbaren Bescheidenheit zu bekleiden. Bald leitet man, ohne seine Absichten zu erkennen zu geben, das Gespräch auf Begebenheiten, auf Thatsachen, oder auf sonst andere Gegenstände, wobey man sich heimlich schmeichelt, daß man Lob und Ehre einärndten wird; man erzählt eine löbliche Handlung, die ein anderer ausgeübt hat, aber wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer unserer eigenen Handlungen auf dieselbe natürlicher Weise hinleitet. — Der Künstler redet von Kunstwerken, die in einem gewißen Lande zu sehen sind; die ein unglücklicher Zufall zerstört hat, oder die durch sonst einen Umstand der Aufmerksamkeit werth sind; er entwickelt ihre schönen Eigenthümlichkeiten; zählet die verschiedenen Arten her; giebt dieser über jene den Vorzug, und es findet sich am Ende, daß er eben den Zweig der Kunst über die andern erhebt, den er selbst ausübt. — Der Geschäftsmann redet von der Thätigkeit, von dem Fleiße und von der Geschicklichkeit seines Mitarbeiters; Jedermann weiß, daß dieser unter seinen Befehlen steht, und daß er ihm

zu allem die Anleitung giebt. Er erhebt die Beschwernisse dieser Arbeit, um das Lob, welches er für seinen Untergeordneten zu erflehen scheint, auf sich zu wälzen. — Der Schriftsteller redet von Geistesprodukten; er nennt die erheblichen Werke, welche von jeder Wissenschaft herausgekommen sind; er vergleicht sie gegeneinander; wägt die Vortheile Jeder gegeneinander ab; giebt einer insbesondere den Vorzug über die andern, und eben jene, worauf er die Aufmerksamkeit vorzüglich zu lenken suchet, ist das Fach, in welchem er selbst arbeitet. — Der Kriegsmann erzählt die Geschichte der berühmten Schlachten; er erhebt besonders Jene, in welchen er mitgemacht hat; vergleicht die Talente der Generäle; entwickelt die dabey gebrauchten Kriegsliste; schildert besondere Stellungen, Angriffe und Vertheidigungen, und eben bey diesen stand er als Befehlshaber oder gar als General. —

Ein jeder besitzt beynahe eigene Kunstgriffe, seinen vermeinten Werth ins Helle zu stellen, ohne die Gesetze der Anständigkeit auf eine auffallende, und dem guten Tone widrige Art zu verletzen. — Eine große Dame fragte einstens den Grafen Moritz von Nassau,

der durch die vielen Siege, die er über die Spanier erfochten hat, sehr berühmt geworden ist, wer der größte General seiner Zeit wäre. Der Graf, der sich überzeugt hielt, daß diese Ehre nur allein ihm gebühre, konnte sich selbst nicht nennen; die Ruhmgierde, welche die Seele und das vorzügliche Ziel der Waffen ist, erlaubte ihm aber auch nicht, einem andern den ersten Rang einzuräumen. Um also der Dame eine Antwort zu geben, die sich zugleich mit seinen Ansprüchen auf die allgemeine Werthschätzung und mit der Anständigkeit vertrüge, sagte er: der Marggraf von Spinola ist der zweyte. Dieser war der General der spannischen Armeen in den Niederlanden, und wäre der erste Kriegsmann seiner Zeit gewesen, wenn er nicht gegen den Grafen Moritz zu fechten gehabt hätte. Aber auch gegen diesen hat er sich auf eine sehr ruhmvolle Weise ausgezeichnet.

Diese Art, sich selbst zu loben, indem man seinen Nebenbuhler lobt, ist geschickt; sie ist weniger anstößig als jene, wo man seine vermeinten Vorzüge geradezu hersagt, und wird besonders von denen gebrauchet, welche großen Weltumgang haben, und sich von dem gemeinen

Haufen durch feinere Arten auszeichnen. Sie verträgt sich auch besser mit dem geselligen Tone als die scheinbare Bescheidenheit einer geheuchelten Demuth, welche darin besteht, sich selbst zu tadeln, unaufhörlich von einigen seiner Fehler zu reden, und die Ohren der Zuhörer immer mit deren nachtheiligen Folgen zu ermüden.

Obgleich diese drey verschiedenen Arten des Eigenruhms aus einer und eben derselben Quelle fließen, so verräth doch die letztere einen niederträchtigern Charakter als die zwey andern. Wer sich selbst tadelt, damit er gelobt werde, erbettelt sich gleichsam einen Ruhm; er kriecht vor den Füßen seiner Beurtheiler, und wie der niederträchtige Arme suchet er durch Heucheleyen das Mitleiden zu erregen. — Aristoteles sagte oft, man solle sich selbst weder loben noch tadeln. Eigenlob ist Eitelkeit, und Eigentadel ist Thorheit. Man überlasse Beydes Andern. Das Lob, das man vor Andern erhält, wenn es schon nicht allemal an dem Maaßstabe des wahren Werthes zugemessen ist, darf man doch überhaupt als eine ungeheuchelte Bezeugung ansehen. Was das Tadeln betrifft, so werden dieses Geschäft tausend an=

dere weit besser verrichten, als wir es selbst zu thun im Stande wären.

Es giebt zwar eine Art, sich selbst zu tadeln, welche reine Tugend, christliche Demuth ist: sie besteht in einem aufrichtigen und ungeheuchelten Geständniße seiner Fehler, und seiner Verirrungen, das aber nicht bey jeder Gelegenheit, sondern nur in gewißen Umständen gemacht werden darf. Der Heuchler bekennt seine Fehler, damit man ihn durch eine Art von Zurechtweisung lobe. — Der wahre Demüthige hingegen bekennt sie nur alsdann, wenn man ihm schon ein Lob ertheilt, das er durch die Entdeckung seiner Mängel von sich in der Absicht abwälzen will, weil er überzeugt ist, daß er es nicht verdient. — Der Heuchler, wenn er auch gegen alles Lob protestirt, wird dennoch durch seine Miene, durch ein gewißes Lächeln das Wohlgefallen verrathen, welches er an dem Lobe hat, das ihm sein Geständniß zubringt. — Der wahre Demüthige vertheidiget sich gegen dasselbe mit einer Bescheidenheit, aus welcher seine Aufrichtigkeit mit unverkennlichen Zügen blicket. — Der Erstere weiß in seinen Selbsttadel ein geschicktes Lob einzuflechten, besonders wenn er nicht nach

Wunsche zurechtgewiesen wird; die Fehler, die er bekennt, sind vielmehr übertriebene, oder in Umständen ausgeübte Tugenden, welche nicht eigene Schuld, sondern nur die Bosheit der Menschen zu Fehlern machet: er bekennt, daß er zu aufrichtig, zu gutherzig, zu mitleidend, zu freygebig, zu gleichgiltig gegen seine Reichthümer ist. — Der andere aber wird ohne Umwege unbekannte Nebenumstände entdecken, unreine Absichten bekennen, seine wahren Gesinnungen an Tag legen u. s. f. wodurch der Handlung, wegen welcher er gelobt wird, der Werth in der That wenigstens zum Theile benommen wird. Das Lob prellt dann freilich auf seine Person wieder zurück, weil derjenige, der sich eines Lobes unwürdig zu seyn schätzet, eben darum desselben würdig wird. Ueberhaupt ist der Abstand zwischen dem Niederträchtigen, der durch ein geheucheltes Geständniß gewißer Fehler ein Lob erschmeichelt, und zwischen dem aufrichtigen Demüthigen, der durch ein ähnliches Bekenntniß ein Lob, das nur er nicht zu verdienen glaubt, von sich abwälzet, so groß, daß in der Beurtheilung des Unterschieds zwischen beyden selten sich Jemand irren wird. — Cochin, ein durch seine Beredsamkeit berühmter Advokat hatte einstens

den Rechtshandel einer großen Dame sehr nachdrücklich vertheidigt. Die Dame konnte nicht umhin, in der Gegenwart aller Richter zu ihm zu sagen: Sie übertreffen die Menschen so weit, daß, wenn wir noch in den Zeiten des Heidenthums lebten, ich Sie als den Gott der Beredsamkeit anbethen würde. In der Wahrheit des Christenthums, antwortete der wahrhaft demüthige Redner, hat der Mensch nichts, dessen er sich mit Gründen rühmen darf.

Das weibliche Geschlecht, das an gewiße Vorzüge gewohnt ist, welche die Männer ihm aus einer Art von Nachsicht gestatten, eignet sich auch gerne den scheinbaren Werth zu, den man es aus gleicher Nachsicht einärndten läßt. Eigenruhm ist daher eine Schwachheit, zu welchen die Frauen überhaupt mehr geneigt sind als die Männer. Diese Leidenschaft ist zwar von keinem gar großen Umfange; sie beschränkt sich gewöhnlich blos auf ihre häuslichen Geschäfte, und einige unter ihnen üblichen Koquetterien. Nichts destoweniger sind Beyspiele wahrer Bescheidenheit bey Frauen nicht selten. — Die durch ihren Verstand und ihre Uebersetzungen der Homerschen Gedichte berühmte

Dacier darf wegen ihrer Beſchiedenheit immer zur Ehre des weiblichen Geſchlechtes angerühmt werden. — Einige Gelehrten aus den nördlichen Gegenden Deutſchlands hatten eine Reiſe unternommen. Sie beſuchten in allen Städten die Leute, welche ſich durch ihre wiſſentſchaftlichen Kenntniſſe ausgezeichnet hatten, und bathen ſie, ihren Namen und einen Spruch in ein Buch einzuſchreiben, das ſie mit ſich trugen. Als ſie zur Frau Dacier kamen, reichten ſie ihr auch das Buch, und bathen ſie, ihren Namen mit einem Spruche einzuſchreiben. Aber ſie erſchrack, als ſie die Namen der größten Gelehrten Europens erblickte, und gab das Buch wieder zurück. Die Reiſenden bathen ſie dann noch zudringlicher, ſie möchte doch ihr Verlangen befriedigen. Endlich nach vielem Bitten nahm Frau Dacier die Feder, ſchrieb ihren Namen, und ſetzte ihm den Spruch von Sophocles nach: das Stillſchweigen iſt die Zierde der Frauen.

Wenn man Gutthaten ausübt, ſo fühlet man auch einen heftigen Trieb, ſie bey andern anzurühmen; man hat gern, daß die ganze Welt wiſſe, was man zum Vortheil der Hilf=

losen thut; mit großer Begierde ärndtet man das Lob ein, welches die Menschen der Gutthätigkeit ertheilen, und eine der Hauptbedingungen, die man von denen erfodert, welchen sie zu Theil wird, besteht darin, daß sie ihr Glück bekannt machen. Solche Gutthaten gleichen aber wohlriechenden Körpern, welche, wenn sie in die Luft gelegt werden, ihren angenehmen Geruch verlieren; mit dem Geruche verlieren sie auch ihren Werth; sie werden verachtet, und gerathen endlich in vollkommene Vergessenheit.

VI.

Zorn.

Die Laster, welche großen Theils von dem Temperamente, oder von der Lage, in welcher man sich befindet, herrühren, und deren Aeußerungen in dem gesellschaftlichen Umgange keine große Scham nach sich ziehen, sind auch jene, auf welche der Mensch wenig Aufmerksamkeit heftet, und wovon er sich folglich am wenigsten bemühet, sich loszumachen. Zu solchen Vergehungen, die man mehr für Fehler der körperlichen Beschaffenheit, als für wahre Laster ansieht, gehören vorzüglich die Aeußerungen des Zorns.

Wer von der Natur viel Lebhaftigkeit und Feuer empfangen hat, der wird durch den geringsten widrigen Zufall, durch den unbedeutendsten Widerstand, durch voreilige Urtheile, durch täuschende Bilder einer erhitzten Einbil-

bungskraft in Bewegung gesetzt; seine Galle steigt auf, und läuft oft über, wenn ein lebloses Geschöpf, das weder handeln, noch sich nach den wunderlichen Einfällen des Zornigen richten kann, wirklich nicht so beschaffen ist, wie es seine Laune verlangt. — Der berühmte Cassian, ein Schriftsteller des fünften Jahrhunderts erzählt von sich selbst, daß die Leidenschaft des Zorns bey ihm sehr leicht rege wurde. „Als ich noch in der Einsamkeit „lebte, schreibt er, gerieth ich oft in einen „so heftigen Zorn: bald über meine Feder, „wenn sie die Züge zu dick oder zu fein bilde„te: bald über ein Messer, dessen Schnitt „nicht scharf war: bald über einen Kieselstein, „der beym ersten Schlagen kein Feuer gab, „daß ich mich nicht enthalten konnte, über „diese leblosen Dinge, oder über den Teufel „Lästerungen und Schimpfworte auszusto„ßen.“

Was Cassian als eine Art von Seltenheit von sich erzählt, sehen wir täglich unter unsern Augen. Wie mancher Künstler, Handwerker oder Arbeiter beeifert sich gegen sein Werkzeug, wie Cassian gegen seine Feder? Wie viele mishandeln sie sogar, und zertrümmern dieselben, wenn sie ihnen die erwünschten

Dienste nicht leisten, da doch, wie der Zornig- ste selbst bekennen muß, einem leblosen Dinge nichts zur Schuld gerechnet werden kann!

Dergleichen Aeußerungen des Zornes gegen gefühllose Geschöpfe stammen aber immer von Gewohnheiten her, welche man gegen lebende Geschöpfe unter den Menschen angenommen hat. Der Mensch lebt in der Gesellschaft seines Nebenmenschen, der nicht, wie er, auf gleiche Laune gestimmt ist; ein jeder hat seine eigenen Gelüste, seine eigenen Begierden und Einsichten, und es kann unmöglich geschehen, daß sie unter vielen Menschen so wunderbar zusammentreffen, daß für den Einen oder den Andern nicht zuweilen etwas daraus entstehe, wodurch seine Galle rege wird. Je lebhafter der Mensch von Natur ist, desto leichter werden heftige Bewegungen bey ihm veranlaßt. So wie aber das Blut zu wallen anfängt, wird die Vernunft in ihren Verrichtungen gestört; ihre Stimme verliert alle Kraft, und wird durch die Dünste der erhitzten Galle erstickt. Der Mensch höret dann auf, Mensch zu seyn, und handelt nur noch nach seinen thierischen Trieben; alles Gefühl für Ehre, Anständigkeit und Sittlichkeit erlöschet mit der Vernunft, und der Zornige ist seiner Handlungen so lange

nicht bewußt, als sein Blut in heftiger Bewegung ist.

Demonax, ein Weltweiser aus Griechenland, sah einst einen Lacedemonier, der im Zorne seinen Sklaven sehr mishandelte; höre auf, sagte er zu ihm, deinem Sklaven gleich zu seyn. — Die Begriffe, welche sich die Alten von den Sklaven machten, waren sehr erniedrigend; ob sie schon Menschen waren, so sahen sie dieselben dennoch meistentheils wie Lastthiere an, deren bloße Bestimmung war, die schweren Arbeiten der Gesellschaft zu verrichten. Einen Menschen mit einem Sklaven in Vergleichung stellen, galt also bey ihnen beynahe eben so viel, als ihn mit einem Thiere zu vergleichen. Sie rechneten aber auch die Aeußerungen des Zorns zu jenen Vergehungen, welche den Menschen am meisten herabwürdigen, und sie hielten dafür, daß ein Mann, der seinen Zorn in den gehörigen Schranken zu halten, und sich selbst zu gebieten wußte, eine weit schwerere Beherrschung als alle Herrscher der Welt ausübte.

Wer seinem Zorne nicht zu gebieten weiß, wird von demselben beherrschet. Der Mensch muß nothwendiger Weise Sklav oder Herr seiner selbst seyn, und es ist ihm unmöglich, sich

in diesem Punkte in einem bloß leidenden Zustande zu halten. Der Zorn ist ein strenger und boshafter Gebieter, der es mit denen, die er beherrschet, immer böse meynet; er verleitet sie zu Vergehungen, die sie nach der Hand bereuen; er setzet sie den bittersten Vorwürfen aus; er zieht ihnen Scham und Verdemüthigungen zu, und führet sie manchmal gar zur Verzweiflung. Die Geschichte ist mit Beyspielen von Menschen angefüllt, die unter den Aufwallungen eines heftigen Zornes den Dolch ergriffen, und sich entleibt haben. Da der Zorn dem Menschen seine Vernunft benimmt, so ist leicht begreiflich, daß keine Vergehung denkbar ist, zu welcher er nicht verleiten kann, wenn ihm übrigens durch die Umstände kein Hinderniß in den Weg gelegt wird.

Leute, die dem Zorne ergeben sind, glauben sich zu entschuldigen, wenn sie ihre heftigen Aeußerungen bloß einer natürlichen Lebhaftigkeit zuschreiben. Da die Reue deren gewöhnliche Folge ist, so trösten sie sich mit dem Bewußtseyn, daß nicht Bosheit oder schändliche Absichten sie leiteten; dann halten sich sich für überzeugt, daß der innere Trieb, der sie so plötzlich aufreget, zu jenen Naturtrieben gerechnet werden soll, die eben so nothwendig

befriedigt werden müßen, wie der Trieb zur Selbsterhaltung. — Es ist zwar unläugbar, daß der Zorn ein lebhaftes und feuriges Temperament zur Haupttriebfeder hat; aber die Vergehungen, zu denen er verleitet, hören darum nicht auf, Laster zu seyn. Der Keim aller Leidenschaften liegt in unserer verdorbenen Natur; der Mensch sehnet sich nach sinnlichen Genüßen, weil seine bösen Begierden, seine Neigungen — seine Natur — ihn dazu reizen. Der Entschuldigungsgrund, den der Zornige von seiner unvollkommenen Natur entlehnt, müßte also für alle Laster gelten, wenn er ihn rechtfertigen sollte.

Da der Zorn eine der heftigen Leidenschaften ist, so gehöret er auch zu denen, die dem Leibe am schädlichsten sind. Die Aufwallungen des Zornes setzen das Blut in eine unnatürliche Bewegung, die sehr oft das Verderbniß zur Folge hat; der ganze Leib geräth in eine gezwungene Lage, und das Gleichgewicht zwischen seinen Bestandtheilen wird zerstört. Der Eifer und der Zorn verkürzen das Leben, sagt der Weise *). — Der Kaiser Valentinian der Erste, von dessen großen

*) Eccles. 30.

Eigenschaften die Geschichte rühmliche Meldung machet, und der, ob er gleich nur eines Sailers Sohn war, durch seine Tapferkeit sich bis auf den Thron erschwungen hat, ist das Opfer der öftern Aufregungen des Zorns geworden, von welchen er sich beherrschen ließ, und die er versäumt hatte, bey ihrer ersten Entstehung zu ersticken. In der Gegenwart der Gesandten der Quaden war er einst in einen so heftigen Zorn ausgebrochen, daß er durch die Wirkungen einer Blutsstockung plötzlich todt danieder fiel. — Wie traurig muß die Aussicht in die Zukunft für den Menschen seyn, der auf eine solche Art aus diesem Leben in das ewige übergeht!

Die Lage, in welcher der Mensch sich befindet, begünstiget oft die Aufwallungen seines Zornes. Wer Andern zu gebieten hat, und Niemanden unterworfen seyn muß; wer eine solche Macht besitzt, daß kein Widerstand ein hinreichendes Hinderniß zur Durchsetzung und Erfüllung seiner Gebothe und Willen seyn kann, und der eben deswegen Jedermann abschreckt, durch Vorstellungen ihn auf die häufigen Fehler, die er begeht, aufmerksam zu machen, der läßt sich seinen Zorn zur Gewohnheit werden; er verfällt in die größten Laster, und wird

durch ihre Folgen gar nicht gerührt. Der Zorn steht also mit der Macht des Menschen im Verhältniße. Je nachdem Holz in einem Walde sich befindet, sagt der Weise, wird das Feuer groß, und je größer die Gewalt eines Mannes ist, desto heftiger wird auch sein Zorn seyn, und die Aeußerungen dessen werden immer seinem Vermögen angemessen seyn *). Was den Zorn aufreget, beleidiget gewöhnlich auch den Stolz, der um so größer ist, als man in größerm Ansehen steht, höhere Würden und Stellen bekleidet, größere Reichthümer besitzt, und mehreren Untergebenen zu befehlen hat. An diese Eigenschaften, die der Stolze immer dem Zufalle seiner Geburt, seinen Ränken und heimlichen Intrigen zu verdanken hat, knüpfet er ein gewißes Verdienst, das er so oft angegriffen zu seyn glaubt, als von Untergebenen oder weniger Angesehenen und nicht so Reichen, wie er ist, seine Willen nicht genau erfüllet werden. Eben die Empfindlichkeit der Stolzen dieser Art ist der beßte Beweis der Grundlosigkeit ihres vermeinten Verdienstes. Das wahre Verdienst kann von

*) Eccles. 28.

Niemanden, als von demjenigen selbst angetastet werden, der in dessen Besitze ist; es ist ein Schatz, dessen Zugang Jedermann verschlossen ist; und nur durch Handlungen, die mit jenen streiten, durch welche man es erworben hat, kann man wieder desselben beraubt werden.

Wenn schon der Zorn eine Leidenschaft ist, welche der Mensch in einem höhern und minderen Grade von der Natur empfängt, je nachdem sie ihn mit einem mehr oder weniger feurigen und dazu fähigen Temperamente ausstattet, so scheint er dennoch einigen Ständen dergestalt eigen zu seyn, als wären diese, Kraft gesellschaftlicher Verträge, in dessen Besitz getreten. Der Stand der Kriegsleute maßet sich das größte Recht an, ihn nach Willkühr zu befriedigen. Die unschuldigsten Gegenstände regen gewöhnlich ihren Zorn auf, und sie finden sich oft durch Handlungen und Begegnungen beleidigt, wobey man nicht die gerinste Absicht hatte, ihnen vor die Stirne zu stoßen. Da solche Leute eines freyern Lebens, als Andere, gewohnt sind, und gleichsam mit dem Degen, den sie an der Seite tragen, sich manchen Weg zu eröffnen wissen, der für andere auf immer verschlossen ist, so lassen sie auch ihrem Muthwillen freyern Lauf; die irrigen Begriffe, die

sie von ihrem Stande haben, verleiten sie, mit Gewalt und Heftigkeit allen Widerstand zu überwinden; mit den schändlichsten Worten und Ausdrücken begleiten sie die Aeußerungen ihres Zornes, um bey andern einen gewißen Schrecken zu erwecken, damit sie sich genauer nach ihren Willen fügen. — Ein zum Zorne äußerst geneigter Offizier, der während dessen Aufwallungen die abscheulichsten Thaten ausübte, ließ einen Balbierer zu sich rufen. Siehst du, mein Freund, sagte er zu ihm, als er in sein Zimmer trat, da lege ich zwey geladene Pistolen auf meinen Tisch; wenn du mir die geringste Wunde schneidest, so schieße ich dir eine Kugel in den Kopf. Der Balbierergesell, dem eine solche Bedingung nicht behagte, zog ihm ein tiefes Kompliment, und gieng wieder nach Hause zurück. Er erzählte seine Geschichte seinen Mitgesellen, und es fand sich unter ihnen einer, der mehr Muth und Entschlossenheit, als der erstere, hatte. Dieser both sich bey dem Meister an, dem übermüthigen Offiziere den Bart abzuscheren. Als er zu ihm kam, wurde er auf gleiche Art empfangen; der Offizier setzte ihm auch gleiche Bedingung. — Ich fürchte mir nicht, antwortete der Balbierergesell, denn

ich darf mich auf meine Geschicklichkeit verlassen. — Er war auch in der That so glücklich, den Bart abzuschneiden, ohne den Offizier im geringsten zu verwunden. Sage mir nun, sprach der Kriegsmann zu ihm, wie hast du nicht gezittert? Denn ich hätte dich gewiß über einen Haufen geschoßen, wenn du mir die geringste Wunde geschnitten hättest. — Ich hatte, erwiederte der Gesell, den festen Entschluß bey mir gefaßt: im Falle ich Ihnen einen Schnitt nur von einer Linie gemacht hätte, so würde ich gleich darauf Ihnen noch einen andern, einen so großen, wie meine Hand ist, in den Hals gemacht haben.

Wenn schon die Neigung zum Zorne beynahe immer von der Gemüthsbeschaffenheit, von dem Temperamente herrührt, welches der Mensch von der Natur ererbt, so läßt sie sich dennoch nach den Befehlen des Menschen beugen, wenn er mit Aufrichtigkeit seine Fehler erkennen, und mit Ernsthaftigkeit sich davon losmachen will. Der Zorn ist eine Leidenschaft, und alle Leidenschaften stehen unter der Gewalt des Menschen, der ihnen einen Zaum anlegen, und sie in den gehörigen Schranken halten kann; dazu wird aber hauptsächlich erfordert, daß er

die Bewegungen des Zornes an sich fühle, damit er sie noch zurückhalten könne, bevor sie sich äußern. Man muß mit ihnen eine Art von Kampf führen, weil die Triebe und Begierden der sinnlichen Natur immer der Vernunft entgegengesetzt sind. Hiebey kömmt das Meiste darauf an, daß man den Zorn schon dämpfe, bevor die Leidenschaft zur Gewohnheit geworden ist. Denn je öfter eine Leidenschaft befriedigt wird, desto geläufiger wird sie bey dem Menschen, und desto unmerklicher werden ihre Wirkungen in seinen Augen. Der Zernige aus Gewohnheit fühlet in den heftigsten Bewegungen nicht, daß sein Blut wallet, und daß das Gleichgewicht zwischen den Lebensgeistern in seinem Körper gänzlich zerstört ist; er erinnert sich nur durch die Wirkungen seines Zornes, daß er aufgebracht gewesen ist. Da er aber nicht an die Mittel denkt, die, obgleich unnatürlichen, Aufwallungen seines Bluts zu erkennen, bevor sie ausbrechen, so übt er auf eine eben so geläufige und für ihn unmerkliche Art seinen Zorn aus, wie er manche seiner Naturbedürfnisse befriediget.

Das beßte Mittel, um zu dieser wichtigen Kenntniß zu gelangen, besteht darin, daß man von einer Wirkung des Zornes ausgehe, und

so bis auf die Ursache zurücktrete, welche denselben veranlaßt hat. Dadurch setzet man sich in den Stand, auch jener Wirkungen gewahr zu werden, welche oft unschuldige und unbedeutende Dinge auf unser Temperament haben können, und daraus lassen sich auch die Mittel herleiten, sie zu verhüten. — Ist man durch eine Unbilde, eine Verleumdung, oder durch sonst eine ähnliche Beleidigung aufgebracht worden, so wird uns die Vernunft bey kaltem Blute deutlich sagen, daß diese Uebel durch Aufregungen des Zornes weder vertilget, noch vermindert oder gut gemacht werden, folglich daß in dieser Rücksicht der Zorn wenigstens überflüßig ist. — Wird man zum Zorne durch einen Widerstand gereizt, den man von einem Untergebenen oder sonst andern empfindet, von dem man etwas verlanget, so wird dieser nie zur Besinnung gebracht, wenn schon sein Widerstand höchst unbillig ist. Wer einem andern mit Zorn begegnet, reget ihn auch zum Zorne; dadurch entsteht ein Kampf zwischen zwey Leidenschaften, die durch den Streit immer heftiger werden, und im Feuer ihr Ziel ganz außer Acht lassen. Wer also durch Aeußerungen des Zornes eine gewiße Absicht zu erreichen hoffet, gleicht dem Thörichten, der einem aufgeschwol-

lenen Strome, der Richtung seines starken Laufes einen schwachen Damen mit Gewalt entgegensetzen wollte.

Man überzeuge sich zuvorderst, daß man durch den Zorn das Ziel nie erreichen wird, welches man beabsichtiget. Dieß ist der erste Schritt, die Reizbarkeit seines Temperaments zu vermindern. Präget man sich diesen Grundsatz tief in seinen Verstand ein, so wird bey jeder Neigung zum Zorne die Eitelkeit der Leidenschaft auffallen. Dieses Bewußtseyn vermag vieles, die ersten Regungen zu dämpfen, besonders wenn der zum Jachzorn geneigte Mensch die Gedanken über diesen Punkt oft in seinem Verstande erneuert, damit sie in der Einbildungskraft tiefe Wurzeln fassen.

Da die Anfälle des Zorns plötzlich entstehen, so werden sie am beßten durch gewiße Kunstgriffe verhütet, welche die zum Zorne reizenden Gegenstände gleichsam hindern, bis in die Seele zu dringen. Zu dergleichen Kunstgriffe gehört jener, dessen ein Weiser des Alterthums sich bediente, und der, wie er versichert, ihm sehr nützlich gewesen ist. „So machte ich „es, schreibt er; ich setzte mir zuerst einige Tage „fest, an welchen ich nicht zornig werden wollte. „Hernach nahm ich einen Monat, dann zwey,

„und hielt es eben so. Durch diese Versuche „habe ich in der Folge der Zeit sehr große Vor„schritte in der Geduld gemacht, und bin so „von allem Zorne, und von jeder Gemüthsbe„wegung, die mir eine schädliche Reue zuziehen „könnte, befreyet worden."

So nützlich die von der Vernunft entlehnten Hilfsmittel, den Zorn zu ersticken, auch seyn mögen, so verdienen doch jene, welche aus der Religion geschöpft werden, immer den Vorzug. Die Gründe der Religion haben auf den Menschen überhaupt mehr Kraft und Wirksamkeit, als jene der Vernunft. Der Mensch ist schwach; es ist kein Vorsatz so fest und ernsthaft, nach welchem er nicht wieder in das alte Uebel zurückfällt. Wie ist möglich, daß er dann nicht in Mismuth gerathe, wenn nicht übernatürliche Trostgründe ihm aufrecht erhalten. Die aus der Religion entlehnten Mittel waren auch jene, deren der heil. Franziskus von Sales sich vorzüglich bediente, um seine Lebhaftigkeit im Zaume zu halten. — Ein junger Edelmann, der ihn sehr haßte, schlug einen großen Lärmen unter seinem Fenster auf; er hatte Hunde und einige übermüthige Knechte mit sich geführt. Da er aber auf eine solche Weise nichts ausrichtete, stieg er in das Zimmer des würdigen Bi-

schoßes, und geiferte die schändlichsten Schmähworte gegen ihn aus. Franziskus antwortete aber kein Wort. Seine Freunde fragten ihn, als der junge Edelmann mit seinem Gefolge wieder weggegangen war, wie er bey dieser Gelegenheit hat schweigen können. „Wir haben, meine Zunge und ich, antwortete der würdige Bischof, einen unverbrüchlichen Bund miteinander gemacht, und sind „übereingekommen, daß sie schweigen sollte, „so lange mein Herz in Bewegung wäre. „Konnte ich diesen jungen Unwissenden auf eine bessere Art als durch mein Stillschweigen „lehren, wie man seiner Meister seyn soll? „Und dann, war sein Zorn auf eine bessere Art „als durch mein Stillschweigen zu besänftigen? „Soll man nicht mit einem Unglücklichen Mitleiden haben, der von seiner Leidenschaft hingerissen wird?“

VII.

Rachgierde.

Gleichwie die Tugenden, welche der Mensch gegen seinen Mitmenschen ausübt, ihn liebenswerth und schätzbar machen, eben also wird er durch die Laster, die er an ihm begeht, in seinen Augen häßlich und niederträchtig. Ein solches Laster ist die Rachgierde. — Ist der Rachgierige von seinem Mitmenschen mishandelt worden, so suchet er ihn durch gegenseitige Herzeleiden zu betrüben. Ist er von ihm durch eine Unbilde, eine Beschimpfung, eine Verspottung beleidiget worden, so sinnet er nach Mitteln, ihm eine ähnliche Beleidigung zuzufügen. Hat dieser ihm eine Ungerechtigkeit angethan, so spähet er eine Gelegenheit aus, ihm eine Ungerechtigkeit zu erwiedern. Hat dieser ihm eine Dienstgefälligkeit verweigert, so versagt er ihm auch seine Dienste in Fällen, wo

sie ihm nützlich wären. — Er befriediget seine Leidenschaft, wenn schon für ihn kein Nutzen daraus entsteht: er begeht das Böse um des Bösen willen.

Die Rachgierde besteht aber nicht allein in den Handlungen, wodurch man seinen Nebenmenschen, von dem man beleidigt worden ist, zu kränken suchet, sondern sie erstreckt sich sogar auf jene Gefühle, welche uns Abneigung gegen ihn einflößen, und wegen welcher man den Umgang mit ihm flieht, in keine Geschäfte mit ihm tritt, ihm kaltblütig begegnet, ihm übel nachredet, in seiner Abwesenheit seiner spottet, und seinen Gesinnungen und Handlungen unreine Absichten unterschiebt. Diese Art, sich zu rächen, ist sehr allgemein; wie viele Leute, die übrigens einen tugendhaften Lebenswandel führen, glauben, sich dieses Lasters nicht schuldig zu machen, wenn sie sich von rachgierigen Handlungen enthalten, und nur widrige Gesinnungen gegen ihre Feinde hegen?

Die Alten, welche in ihren Morallehren das Licht der bloßen Vernunft zu Rathe zogen, haben die Häßlichkeit der Rache der ersten Art eingesehen. Sie ist auffallend, entstellet den Menschen, und machet ihn dem grimmigen Thiere gleich, welches mit Wuth auf je-

den fällt, der seinen Zorn aufreizet. Eben weil die äußere Rache in so großem Abscheue war, lesen wir in der Geschichte so viele Beyspiele von Philosophen, von Weisen und sogar von Königen, welche, obgleich ihr Stolz durch ihre große Thaten, durch ihre Siege und Eroberungen sehr aufgeregt wurde, und sie alle Mittel in ihrer Gewalt hatten, ihre Rachgierde nach Wunsch zu befriedigen, dennoch in zahllosen Gelegenheiten die Unbilden, Beleidigungen und Ungerechtigkeiten mit einer wunderbaren Geduld ertragen und verziehen haben. — Sokrates wurde einst von einem übermüthigen Menschen mishandelt. Seine Freunde reizten ihn zur Rache: Was, sagte er zu ihnen, wenn ein Pferd oder ein Esel mir einen Tritt gegeben hätte, sollte ich deswegen vor Gericht einkommen? — Die Gesandten von Athen waren einst zu Philippen, Könige von Macedonien, gekommen, um sich bey ihm wegen einer begangenen Feindseligkeit zu beklagen. Nachdem der König sie angehört und die Sache wieder ausgemittelt hatte, fragte er sie mit gutdenkendem Herzen, ob er ihnen einen Dienst leisten könne. Der größte Dienst, antwortete ihm einer von den Gesandten, den du uns leisten

könntest, wäre, wenn du dich aufhängtest. Der König, statt dem übermüthigen Gesandten das Gewicht seiner Rache fühlen zu lassen, sagte mit einer wunderbaren Gemüthsstille zu ihm: Sage zu deinem Herrn, daß diejenigen, welche solche Reden ausstoßen können, weit stolzer und feindseliger als jene sind, welche sie zu verzeihen wissen.

Aber nur die Religion Christi hat dem Menschen zur Pflicht gemacht, die Abneigungsgefühle, welche jede Beleidigung auch bey dem Tugendhaften erwecket, zu ersticken, und an ihre Stelle die Liebe seines Feindes zu setzen; sie allein erhebt den Menschen zu einer Vollkommenheit, die mit seiner Natur so sehr streitet, daß die bloße Vernunft dieselbe höchstens bewundert, aber dem Menschen als eine Pflicht aufzudringen, es nie gewagt hat; die Religion allein stärket den Menschen, und giebt ihm den Muth, während der grausamsten Verfolgungen allen Haß gegen seine Feinde zu ersticken, unter den Peinen, die er von ihnen erdulden muß, sie immerfort zu lieben, für sie zu bethen, und alles Gutes ihnen zu wünschen. Wir beleidigen Gott alle Tage, und er ist geduldig; seine Gerechtigkeit verlangt von ihm,

daß er uns strafe, aber seine Barmherzigkeit bewegt ihn, uns zu verzeihen; sie löschet den Donnerkeil in seinen Händen aus, die er schon aufgehoben hatte, um ihn auf uns zu werfen; und wir, die wegen persönlicher Beleidigungen zu einer gerechten Rache nie befugt seyn können, wollten die Triebe unserer rege gewordenen Sinnlichkeit befriedigen! Dieser Gedanke ist unendlich kräftiger als alle Vernunftbeweise, die dem Menschen meistentheils nur eine stolze Verzeihung abdringen; er vermag den bis zur Wuth aufgebrachten Mann wieder zur Gemüthsstille zu bringen. — Der heil. Johannes der Almosenpfleger, Patriarch von Alexandria, bediente sich dieses erhabenen Gedankens, um einen von den Vorstehern der Stadt zu bewegen, sich mit seinem Feinde auszusöhnen, gegen den er unaufhörlich rachgierige Gesinnungen hegte. Schon mehrere Male hatte er ihm seine Pflicht vor die Augen gestellt; der Vorsteher gab aber seinen Beweisen kein Gehör. Eines Tages ließ er ihn bitten, er möchte zu ihm kommen, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu verhandeln hätte. Der Vorgesetzte kam, und der Bischof führte ihn in seine Hauskapelle, wo er ihn einlud, dem heil. Meßopfer beyzuwohnen. Niemand, außer ihm, war gegen=

wärtig, und damals war noch der Gebrauch, mit dem Priester die Gebethe der Messe laut zu bethen. Nach der Wandlung bathen der Patriarch, der Vorsteher und der Diener miteinander das Gebeth des Herrn, und als sie zu den Worten: Vergebe uns unsere Schulden, wie wir sie vergeben unsern Schuldigern, kamen, machte der heil. Patriarch dem Diener ein Zeichen, er solle schweigen; er selbst schwieg auch, so daß der Vorgesetzte sie allein ausgesprochen hat. Dann kehrte sich der heilige Priester gegen ihn um, und sagte mit liebreicher Stimme zu ihm: „Denken Sie an das, was Sie von Gott verlanget und zu ihm gesagt haben, indem Sie, „um ihn zu bewegen, daß er Ihnen verzeihen „möchte, ihm versprochen haben, auch jenen zu „verzeihen, die Sie beleidigt haben.“ Der Vorgesetzte wurde durch diese Erinnerung so sehr gerührt und beschämt, daß er sich an die Füße des Patriarchen warf, und zu ihm sagte: Nun bin ich bereit zu thun, was Sie von mir verlangen. Er gieng dann, sich mit seinem Feinde zu versöhnen.

Die Menschen sind in Rücksicht auf die Rachgierde in einem auffallenden Widerspruche mit sich selbst. Wenn sie auch, wie manch=

mal der Fall eintritt, nicht aus Leidenschaft zur Rache gereizt werden, so verleitet sie ein gewißes Vorurtheil zu derselben. Man glaubt sich zu entehren, wenn man sich gegen Unbilden gleichgültig verhält; man fürchtet sich, für einen schwachen und blöden Mann gehalten zu werden, wenn man nicht mit Muth das empfangene Böse wieder mit Bösem vergilt, und dennoch bewundern eben dieselben rachgierigen Menschen an andern keine Tugend mehr, als wenn sie zu verzeihen wissen. Hierin ist die Meinung allgemein. — Der römische Redner glaubte dem Cäsar kein größeres Lob ertheilen zu können, als wenn er zu ihm sagte: er vergesse nur die Unbilden. — Wenn scheint David groß zu seyn, und unsere Bewunderung zu verdienen? Wenn er die Unbilde rächet, die er von dem Manne der Abigail empfangen hat, oder wenn er dem Saul, der ihn mit Wuth verfolgte, und nach seinem Leben strebte, selbst zweymal das Leben schenket? Nicht nur der kaltblütige Zuschauer kann einem solchen Betragen sein Lob und seine Bewunderung versagen, sondern der unversöhnlichste Feind wird dadurch gerührt. Saul weinet aus Dankbarkeit, als er sich in der Gewalt Davids sah, der ihm verzeihet. „Bist du

„es, lieber David! ruft er zu ihm; du schen„kest mir das Leben, da ich komme, um dir „es zu nehmen. Ach! ich erkenne mein Laster „und deine Tugenden; du bist gerechter als „ich; du bist des Thrones würdiger als ich.“ — Der stolze Ries, den David getödtet; die zahlreichen Heere, die er niedergemacht; die Völker, die er überwnnden, und denen er Gesetze vorgeschrieben hat, erheben David über die andern Menschen; aber die Beleidigungen, die er übersehen, die Unbilden, die er vergessen, und die Feinde, denen er verziehen hat, erheben ihn über ihn selbst. Der geduldige Mann, sagt der Weise, verdient den Vorzug über den Starken und Tapfern: Jener ist seiner selbst Meister; er weiß sich selbst zu befehlen; er ist besser als dieser, der nur Städte einnehmen kann *). — Der Kaiser Theodos, der Große, schrieb an Rufin, der Präfekt der Prätoriums war: Wenn jemand gegen unsere Person oder gegen unsere Regierung schimpfet, so wollen wir nicht, daß er bestraft werde. Redet er aus Leichtsinn: so soll man ihn verachten. Redet er aus Thor-

*) Proverb. 16.

heit: so soll man ihn bedauern. Redet er aus Bosheit: so soll man ihm verzeihen.

Wer seine rachgierigen Gesinnungen zu befriedigen suchet, anstatt sein Ziel zu erreichen, welches darin besteht, die Beleidigung wieder auf den zurück zu wälzen, von dem er beleidigt worden ist, handelt vielmehr den Absichten des Beleidigers gemäß; er wird betrübt; er kränket sich; er quälet sich, um Mittel zu finden, seine Rache zu vollziehen. Das Bild seines Leidens schwebt ihm stets von den Augen; es verläßt ihn nicht, und beunruhiget ihn sogar in seinem Schlafe. Der Rachgierige ist sich selbst seine Peine; er ist das Werkzeug seines Unglückes; er vergiftet seine Tage, und verschließt sein Herz allem Vergnügen und aller reinen Zufriedenheit. Fühlet er sich von den Pfeilen der Verleumdung verletzt, so vergrößert er die Wunde, weil er durch unaufhörliches Darandenken, und durch sein Bestreben, den Urheber zu entdecken, dieselbe jeden Augenblick wieder erfrischet; er wird traurig; er verbannet alle Zufriedenheit aus seinem Herzen, und so strafet er an sich selbst das Uebel, welches der Urheber seiner Traurigkeit an ihm begangen hat; er füget sich selbst weit mehr Böses zu, als er von seinem Feinde empfangen könnte. —

„Wenn ich betrübt würde, sagte oft die Köni-
„gin Anna von Oesterreich, so würde ich mich
„zu meinen Feinden gegen mich selbst gesellen;
„ich würde ihre Absicht befördern, mich un-
„glücklich zu machen; ich würde meine eige-
„nen Hände gebrauchen, um den Dolch, den
„sie in mein Herz gestoßen haben, noch weiter
„hinein zu drucken.“

Wenn auch der Gedanke an seine Pflicht den Menschen nicht zu bewegen vermag, seinem Feinde zu verzeihen, so sollte die Liebe zu seiner eigenen Glückseligkeit ihm friedfertige Gesinnungen einflößen. Es kostet weit weniger Mühe, sich einen Augenblick zu überwinden, und alle Rachgierde in seinem Herzen zu ersticken, als ein heimliches Verlangen in sich zu ernähren, sie nach Gelegenheit zu befriedigen. Ereignet sich diese Gelegenheit nicht, so hat man sich vergebens gekränket. Hat man durch eitle Angriffe, seinem Feinde Uebel anzuthun versuchet, so giebt man diesem noch Stoff zu heimlichem Spotte; oder man läßt sich in einen Krieg ein, der von Tage zu Tage blutiger wird; so, wie man Widerstand fühlet, wächst auch die Wuth, und wenn man, wie manchmal geschieht, anstatt zu siegen, unterliegt, und das Opfer seines erbitterten Herzens

wird, so verfällt man oft gar noch in Verzweiflung. Wer sich rächen will, der ist sich selbst sein Unglück. — Wie lange werden wir noch so thöricht seyn, uns einander zu hassen? Sagte Aristippus zu dem Philosophen Eschines, mit welchem er sich verfeindet hatte?

Sey's aber, daß man über seinen Feind sieget, und sich das Vergnügen verschaffet, ihn zum Opfer seiner Rache zu machen, wie lange wird dieses Vergnügen dauern? Da es unrein ist, und aus dem Laster entsteht, so wird es, wie alle Vergnügen, welche man in der Befriedigung seiner Leidenschaften suchet, durch die Folgen verbittert werden. Wer Rache ausübt, der folget den Trieben seines Zornes; anstatt den Eingebungen seiner ruhigen und partheilosen Vernunft gemäß zu handeln; er überschreitet allemal die Gränzen der Mäßigkeit; seine Einbildungskraft ist erhitzt, und sein Herz aufgebracht; sobald nach Vollziehung der Rache dieses in seine gewöhnliche Lage kömmt, so folget gleich die Reue; man wird von Gewissensbeängstigungen geplagt, und wünschte dann seine Rachgierde erstickt zu haben. Das Vergnügen, welches aus der Rache entsteht, ist also viel zu kurz, als daß man es mit den Strafen der

Rache in Vergleichung stellen dürfte. Wer aber seine Rachgierde dämpfet, wird für seine Mühe reichlich belohnt. — Als man den König, Heinrich den vierten, bereden wollte, einige Städte, welche sich lange geweigert hatten, sich ihm zu unterwerfen, strenge zu behandeln, so antwortete der großmüthige König: das Vergnügen, welches aus der Ausübung der Rache entsteht, ist kurz, jenes aber, welches die Milde gewährt, höret nie auf.

Außer der Reue hat die Ausübung der Rache gar oft noch die Scham zur Folge. Der Mensch, der sich zu rächen suchet, überlegt nicht, was er thut; sein Verstand wird durch die Bilder, welche seine entflammte Einbildungskraft ihm vorstellet, verwirrt, und er begeht Fehler, die ihn entehren. — Der Kardinal Ximenes, welcher der Sohn eines Dorf-Anwaldes war, und bis zur Würde eines spanischen Staatsministers sich erschwungen hatte, wollte in einen Antrag, den ihm der Herzog von Infantado machte, nicht einwilligen. Dieser fand sich beleidiget, und schickte seinen Almosenpfleger zum Minister, mit dem Auftrage, ihn zu schimpfen, und ihm seine geringe Herkunft vorzuwerfen. Der Almosen-

pfleger gieng zum Kardinale, erklärte ihm aber freymüthig den Zweck seiner Sendung. Ximenes, der wohl einsah, daß der Herzog im Augenblicke, wo er aufgebracht und von Rachgierde entflammt war, diesen niederträchtigen Auftrag seinem Almosenpfleger gegeben hatte, sagte ganz liebreich zu ihm: Kehren Sie zu ihrem Herrn wieder zurück, und Sie werden ihn ganz beschämt antreffen, weil er Ihnen diesen Auftrag gegeben hat. Der Kardinal hatte sich nicht geirret; denn der Herzog machte seinen Freunden und seinem Almosenpfleger gleich bey seiner Zurückkunft Vorwürfe; weil sie ihm nicht verhindert haben, eine solche Thorheit zu begehen.

Das Gesetz, welches uns Christen verpflichtet, unsern Feinden zu verzeihen, und die Rachgierde zu dämpfen, wird nicht durch die bloße Enthaltung von der Rache erfüllet, sondern es erfordert noch: daß man aller Rache aus reinen Absichten entsage; daß man seinem Feinde in glänzenden Gelegenheiten nicht aus Stolze verzeihe, und daß man dabey nicht die Absicht habe, eine Handlung auszuüben, welche angerühmt und in der Geschichte aufgezeichnet werde. Dieser Beweggrund wirket meistens

auf die Großen, welche mit niederträchtigen Schmeichlern umgeben sind, und nach der Ehre streben, der Stoff des allgemeinen Gespräches zu werden. — Dieß war auch der Beweggrund so vieler Thaten der Elisabeth Königin von England, welche sich einen Namen in der Geschichte durch ihre grausamen Verfolgungen der Katholiken und der Königin Stwart, die sie umbringen ließ, gemacht hat. — Maria Lambrun war bey der Königin von Schottland in Diensten gestanden, welche nach der Hand ihrem Manne, nachdem sie sich verehlicht hatte, viele Gutthaten erwies. Dieser wurde durch das unglückliche Schicksal seiner Gutthäterin so sehr gerührt, daß er an eben demselben Tage, an welchem die Königin enthauptet wurde, des Kummers starb. Lambrun, die gegen ihren Mann, so wie gegen die Königin von Schottland, große Liebe hegte, faßte den Entschluß, den Tod beyder an der Königin Elisabeth zu rächen. Um ihr Vorhaben desto leichter erfüllen zu können, zog sie Manneskleider an, und nahm den Namen Ant. Spark. Unter ihren Kleidern verbarg sie zwey Pistolen, deren eine sie für Elisabethen, die andere für sich selbst bestimmt hatte. Die Königin Englands spazierte eines

Tages in dem Garten des Schloßes; die Schottländerin, welche bis dahin vergebens einer günstigen Gelegenheit aufgelauert hatte, faßte dann den Entschluß, ihr Vorhaben zu vollziehen. Mit Schnelligkeit drang sie durch die Leute, welche Elisabethen umgaben; eine ihrer Pistolen fiel auf den Boden, sie wurde erblicket, und Lambrun wurde ergriffen. Die Königin fragte sie, wer sie wäre; „ich bin ein Weib, antwortete „Lambrun mit Unerschrockenheit, wenn ich „schon Manneskleider trage. Ich bin mehrere Jahre bey Maria Stwart, welche „Sie durch einen ungerechten Tod haben hinrichten lassen, in Diensten gestanden. Mein „Mann ist deswegen vor Kummer gestorben, „und ich glaube, den Tod beyder mit Gefahr „meines Lebens durch den ihrigen rächen zu „müßen.“ Mehrere Personen erkannten sie an ihrem Namen, an ihrer Stimme, und an den Zügen ihres Gesichtes, und erinnerten sich, sie bey der Königin von Schottland gesehen zu haben. — Sie haben also geglaubt, ihre Pflicht zu erfüllen, wenn Sie mich durch einen Meuchelmord umbrächten, sagte die Königin? — Ja, antwortete die Schottländerin — und was meynen Sie jetzt, daß meine Pflicht sey? — Fragen Sie mich als Köni=

gin oder als Richterin? sagte Lambrun — als Königin, antwortete Elisabeth — So sollen Sie mir verzeihen, erwiederte die Schottländerin. Elisabeth versprach ihr Verzeihung. Da sie aber nicht aus reinen Absichten, sondern nur aus Stolze verziehen hatte, so war sie bey ihrem Versprechen nicht ruhig; sie fürchtete sich, Lambrun möchte ihre Milde misbrauchen, und äußerte deswegen ihre Besorgnisse. — Wenn Sie bey ihrer Gnade Besorgnisse haben, so ist es keine Gnade mehr, sprach die unerschrockene Lambrun; lassen Sie mich also richten. Hierauf gab die Königin ihr die Gnade ohne alle Bedingung.

VIII.

Kann der Mensch ohne Religion ein rechtschaffener Mann seyn?

Rechtschaffenheit, im eigentlichen Verstande dieses Wortes ist die Vollziehung der Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen seinen Nebenmenschen, und gegen sich selbst. — Der Mensch ist ein geselliges Wesen; er ist bestimmt, mit seines Gleichen zu leben, und steht mit ihnen in nothwendigen Verhältnissen; seine Bedürfnisse kann er ohne sie nicht befriedigen, und es hängt von ihm nicht ab, sich in seinen eigenen Wirkungskreis zu isoliren. Er hat also Pflichten gegen seinen Nebenmenschen zu erfüllen. — Aber er hat auch Pflichten gegen Gott und gegen sich selbst zu verrichten, wie es leicht aus seiner Bestimmung in die Zukunft, welcher seine Bestimmung zur Gesell-

schaft untergeordnet ist, erwiesen werden kann. — Die Religion ist der eigentliche Inhalt der Pflichten, welche diese übernatürliche Bestimmung mit sich bringt. Oder vielmehr alle fließen nur aus einer Quelle; alle sind miteinander verbunden, und beziehen sich aufeinander; alle laufen dahin, aus dem Menschen ein solches geselliges Wesen zu bilden, das seine doppelte Bestimmung zugleich erreicht.

Seit dem man aber angefangen hat, den Menschen blos unter dem erstern Gesichtspunkte zu betrachten, und ihn als ein geselliges Wesen anzusehen, ohne auf seine Bestimmung zu einem ewigen Leben Rücksicht zu nehmen, gilt das Wort Rechtschaffenheit nur noch die Vollziehung der Pflichten gegen seinen Nebenmenschen. — Aus welchen Gründen man diese Abstraktion gemacht hat, wollen wir hier nicht untersuchen; sie leuchten ohnehin jedem ein, der einen Blick auf Leute wirft, die sich nach solchen Prinzipien bilden. Unsere Absicht beschränkt sich blos, das System selbst zu prüfen, und zu erforschen, ob es möglich sey, daß ein Mensch ohne Religion ein rechtschaffener Mann seyn könne?

Zur Erkenntniß seiner Pflichten überhaupt hat der Schöpfer dem Menschen ein doppeltes Licht gegeben: das eine ist die Vernunft und das andere die Religion. Beyde lehren ihn die nämlichen Pflichten, beyde weisen ihn auf das nämliche Ziel hin. Das erstere ist aber schwach und unzureichend; der Mensch, den nur die Fackel der Vernunft beleuchtet, entdecket vieles nicht, weil sie nicht hellbrennend genug ist, und eben wegen dieser Unzulänglichkeit schwebt er in einer steten Gefahr, durch Täuschungen irre gemacht zu werden. Die Blicke, welche die Vernunft in das Gebiet der menschlichen Pflichten wirft, gleichen jenen unserer kurzsichtigen Augen, wenn ich mich einer Vergleichung bedienen darf: Entfernte Gegenstände kommen uns dunkel vor, oder verschwinden gar; die himmlischen Körper erscheinen uns in einem falschen Lichte, das blendet und Täuschungen veranlaßt. Bewafnet aber der Mensch seine schwachen Augen mit Fernröhren, so hellen sich die entfernten Gegenstände gleichsam auf, und sie entdecken ihm ihre wahre Gestalt; von den Gestirnen verschwindet der falsche und täuschende Schein, und sie zeigen sich, bis auf einen gewissen Punkt, wie sie sind.

Auf eben dieselbe Weise muß das Licht der Vernunft noch mit jenem der Religion beleuchtet werden, wenn sie auch blos in dem Gebiete der gesellschaftlichen Pflichten, wie wir mit den Philosophen den Fall setzen, hell sehen, und außer der Gefahr seyn will, durch unwillkürliche Täuschungen irre geführt zu werden.

Ohne die Kraft der Vernunft geradezu in diesem Punkte zu bestimmen, wird ihre Unzulänglichkeit schon genug durch die Verschiedenheiten erweislich, die unter den Lehren herrschen, welche das Resultat der Forschungen der bloßen Vernunft sind. Die Pflichten sind einerley und unwandelbar; für gleiche Fälle können sie nie verschieden seyn. Ebenderselbe Thurm, der in der Ferne steht, und der mir rund zu seyn scheint, da ein anderer, welcher ihn, wie ich, sieht, meynt, er sey viereckigt, kann nicht zugleich rund und viereckigt seyn. Diese verschiedene Ansicht eben desselben Thurms ist also ein Beweis der Unzulänglichkeit unserer Augen. — Bolinbrook, einer der berüchtigsten Religionsfeinden, die England je gesehen hat, und der im Jahre 1751. in den Gährungen der erschrecklichsten Verzweiflungen gestorben ist, hatte das Christenthum nie anders, als eine bloße Menschen-Erfindung angesehen;

er behauptete, der Mensch solle dem Lichte seiner Vernuuft folgen, und daß das fabelhafte Licht des Evangeliums entbehrlich und unter der Würde des Menschen sey. Nichts desto weniger fand er, daß die Vernunft unzureichend sey, einen rechtschaffenen Mann zu bilden, und er konnte nicht umhin, zu gestehen, daß das Christenthum auch als bloße Erfindung für das Menschengeschlecht die nützlichste aller Erfindungen sey.

Die Ungereimtheit des ausschließlichen Vernunftsystems in Hinsicht auf die Pflichten des Menschen liegt nicht bloß in der Schwachheit des Lichtes der Venunft, sondern in der Unzulänglichkeit oder vielmehr in der Nichtigkeit ihres Verpflichtungsgrundes. Es ist nicht genug, daß der Mensch seine Pflicht erkenne, sondern er muß noch zur Erfüllung derselben einigermaßen gezwungen werden können; es muß eine obere Kraft, deren Ahndungen der Pflichtvergessene nicht entgehen kann, ihn durch Strafen abschrecken, wenn er aus reinern Absichten seine Pflichten nicht erfüllen will. Diese Kraft ermangelt gänzlich der Vernunft. Ihre Stimme, wenn sie mit jener der Leidenschaften in Kollision kommt, ist viel zu schwach; um über diese zu siegen; ihre Vorschriften sieht

man nicht als eigentliche Befehle, sondern als bloße Geziemtheiten an, denen man also nach Willkühr gemäß oder entgegen handeln kann. Wo ist aber der Mensch, der mit solchen Grundsätzen, trotz seinen Leidenschaften, die Schranken der Rechtschaffenheit nicht überschreiten wird? der den Anlockungen der Sinnlichkeit, auch, wenn sie heimlich befriediget werden können, widerstehen wird? der sogar in Fällen, wo er außer Gefahr ist, der Entwendung, des Betrugs, des Diebstahls öffentlich gebrandtmarket zu werden, seinen Eigennutz seiner Pflicht aufopfern wird?

Die Religion allein vermag es bey dem Menschen, ihn zur genauen Erfüllung seiner Pflichten zu zwingen, und ihn zu bewegen, die Tugend blos ihrentwillen auszuüben. — Dagobert der erste, König von Frankreich hatte dem heiligen Elogius ein schönes Haus zu Paris gegeben. Dieser wandelte es in ein Kloster um, und bestimmte es für Leute, die sich in demselben zu einer größern Vollkommenheit bilden wollten. Aber zu diesem Ende war noch ein kleiner darangelegener Platz nothwendig, der eben auch dem Könige zugehörte. Elogius ließ ihn abmessen, damit er dem Könige, von dem er den eben erwähnten Platz

begehren wollte, die Größe desselben angeben konnte. Ohne Mühe erhielt er den Gegenstand seiner Bitte. Aber nach der Hand, als der Platz noch einmal abgemessen wurde, fand man, daß er um einen Fuß größer war, als Elogius ihn dem Könige angegeben hatte. Diese Irrung lag dem Heiligen so nahe am Herzen, daß er im Augenblicke befahl, alle Arbeiten zu unterbrechen, und er gieng gleich zum Könige, ihm das Bekenntniß seines Irrthums zu machen. Dagobert bewunderte das zarte Gewissen des Heiligen so sehr, daß er zu den Hofherrn und zu allen andern, die gegenwärtig waren, sagte: „Sehet, wie getreu jene sind, „welche Christo gehören. Meine Statthalter „und meine Beamten tragen nicht das geringste Bedenken, mir ganze Länder und ganze „Herrschaften zu entwenden, da dieser Diener „Gottes, wie ihr sehet, sich nicht getraut hat, „uns einen einzigen Zoll des Bodens zu verheimlichen, den wir ihm geschenkt hatten." In der Folge machte der König den gewissenhaften Heiligen zu seinem Schatzverwalter, weil er wohl wußte, daß ein rechtschaffener Verwalter schätzbarer ist, als alle Schätze, die man ihm anvertraut.

In der Geschichte lesen wir von dem nämlichen Heiligen noch ein Beyspiel von einer ähnlichen Gewissenhaftigkeit, welche nur die Religion in dem Herzen des Menschen zu Stande bringt. — Zu der Zeit, wo Elogius noch ein bloßer Goldarbeiter war, hat ihm Clotar der zweyte, Dagoberts Vater, den Antrag gegeben, einen goldnen Sessel von einer neuen Art zu verfertigen, und ihn mit verschiedenen Edelsteinen zu zieren. Der König ließ ihm also Gold und Edelsteine in großer Menge geben; der Heilige nahm sie aber nicht an, ohne sie zuvor abzuwägen; dann arbeitete er nach dem Muster, welches man ihm gegeben hatte. Aber kaum hatte er angefangen, so sah er schon, daß seine Materialien zu zwey Sesseln hinreichend waren. So bald ein Sessel verfertigt war, brachte er ihn dem Könige, welcher die Schönheit der Arbeit bewunderte, und eine ungemeine Zufriedenheit äußerte. Unterdessen arbeitete Elogius mit den übrigen Materialien fort, und verfertigte aus denselben noch einen zweyten Sessel, den er auch dem Könige überreichte. Dagobert, der nichts mehr erwartete, erstaunte, als er noch einen Sessel sah, und fragte den Heiligen, wie dann das Gold und die Steine, die er empfangen hatte, zu

zwey Sesseln haben hinreichen können. Hierauf ließ Elogius beyde Sessel abwägen, und man fand, daß ihr Gewicht jenem des Goldes und der Steine gleich war, die man ihm zur Verfertigung derselben gegeben hatte.

Würde wohl der Goldarbeiter, der in solchem Falle nur seine Vernunft zu Rathe gezogen hätte, das übergebliebene Gold mit den Steinen zurückgegeben haben? Der König hat die Arbeit bewundert; er erwartete nichts mehr, und war zufrieden; „das übergebliebene gehört „mir also, würde der Arbeiter gesagt haben; „durch meine Kunst habe ich es so weit ge„bracht, einen Sessel zu verfertigen, der von „größerm Gewichte, und mit mehrern Stei„nen gezieret zu seyn schien, als es in der „That war; die Frucht meiner Kunst soll also „mir zu Nutzen werden. Was auf solche Art „erworben wird, ist rechtmäßig erworben, weil „der König seinem Verlangen gemäß einen „Sessel erhalten hat, und mit demselben zu„frieden war.“ — Unzählbar sind die Fälle im menschlichen Leben, in welchen man sich durch dergleichen Blendschlüsse täuschet; sie sind die Seele des Handels und Wandels, und eben darum scheint die Treue und die Aufrichtigkeit aus denselben verbannt zu seyn. — Die

Vernunft missbilliget zwar auch das Betragen des Goldarbeiters, der auf die eben erwähnte Art räsonnirt, und sich vor dem Richterstuhle des Gewissens gerechtfertigt hätte; aber da sie nur in einem mit Leidenschaften behafteten Menschen wohnt, die sie stets verdunkeln, so ist nothwendig, daß ihrem Lichte noch jenes der Religion beygesellt werde.

Wenn schon die Vernunft, für sich betrachtet, nicht hinreichend wäre, sagen die Feinde der Religion, den Menschen zum Guten zu bewegen, und ihn von der Uebung des Lasters abzuschrecken, so bewirket dieß bey ihm sein Gewissen, vor dessen Richterstuhl er allemal gezogen wird, so oft er ein Laster begeht. Wozu also die Religion? — Gut! aber woher kommt der Schrecken, mit welchem das Gewissen den Menschen betrifft? Ist das Gewissen nicht eben jene Stimme, durch welche die Religion auf den Menschen wirkt? — Wer also ein Gewissen anerkennt, muß auch wenigstens das Daseyn der Religion anerkennen; und folglich wer die Religion verwirft, muß die Gewissensbisse, wie eitle Aengstlichkeiten eines schwachen Geistes, auch verwerfen; er muß sie, wie einen verführerischen Instinkt, wie ein Werk der Vorurtheile und der Erziehung, betrachten.

— Aber wie sind die Folgen solcher Betrachtungen beschaffen? Der berüchtigte Bayle, der an der Untergrabung der Religion nicht wenig gearbeitet hat, sagt es uns: Mein Talent ist, Zweifel zu erwecken, aber es bleiben doch immer Zweifel. Die Stimme des Gewissens wird betäubt, aber nicht zum Stillschweigen gebracht; die Religion wird verachtet, aber ihre Drohungen sind für den Pflichtvergessenen immer schreckhaft. Die Religion ist also das einzige auf die Sittlichkeit des Menschen wirkende Prinzip.

Es üben zwar die Feinde der Religion auch manchmal gewisse Tugenden aus. Einige unter ihnen sind gegen Jedermann getreu und gerecht; sie haben Mitgefühl, und reichen dem Bedürftigen eine mildreiche Hand dar; sie machen oft Aufopferungen, welche wir bewundern, und äußern eine Weisheit, die man an manchen Christen vergebens suchet. — Aber wie zeigt sich uns diese Tugend, wenn wir sie näher prüfen, wenn wir bis auf die Beweggründe dringen, die sie zum Ursprunge hat? „Ihre (der Religionsfeinde) Tugend, antwortet Massillon, hat blos zur Absicht, das „tiefe Verderbniß ihres Herzens zu verdecken. „Die Weisheit und die Regelmäßigkeit, wel-

„che sie zuweilen äußern, ist nur ein Schein; „sie pralen mit ihrer Mäßigkeit und mit ihrer „Philosophie, weil sie wohl wissen, daß ihr „Leben, wenn es bekannt wäre, sie öffentlich „zu Schande machen würde. Sie rühmen sich „der äußern Tugend, welche die Gesellschaft „verehret; sie wollen für getreue Freunde, für „Männer, die ihre Versprechen genau erfüllen, „gehalten werden. Ihre Tugend ist also nur „ein eitles Blendbild von Rechtschaffenheit und „von Aufrichtigkeit; aber es ist keiner unter „ihnen, der heimlich nicht allen Lastern erge= „ben ist: keiner, der nicht meineidig und Be= „trüger ist, wenn er es mit Sicherheit seyn „kann, und ohne daß sein Ruhm dadurch lei= „de: keiner, der sich von einem ihm einträgli= „chen oder angenehmen Laster enthält, wenn „es Niemanden als ihm allein bekannt werden „kann."

Es giebt tausend Umstände, in welchen die Tugend ohne Religion nie die Prüfung einer wahren Rechtschaffenheit aushält. Ist die Ehre nicht in Gefahr; hat man keine Strafe zu befürch= ten; kann man ein glänzendes Glück machen; sind die Anlockungen der Sinnlichkeit reizend, die aus der Befriedigung derselben entstehenden Vergnügungen bezaubernd, die dazu nothwen=

digen Mittel eines gewißen Erfolges, so braucht es nur noch wenig, die Einfalt zu hintergehen, und die Unschuld zu verführen; mit einer geringen Verleumdung verdrängt man einen Nebenbuhler, den man fürchtet, und so bricht sich die Ehrsucht einen Weg zu den Würden; mit einer sündhaften aber nothwendigen Dienstgefälligkeit gewinnt man die Gunst eines mächtigen Beschützers; mit Ränken und Heucheleyen gelangt man zur Erfüllung seiner Wünsche, und äußerlich ist man immer noch der rechtschaffene Mann, und bleibt im Besitze seines Rufes.

Nur ein Mann, der wahre Verehrung gegen die Religion heget, wird seine Seele gegen solche heimliche Anlockungen rein halten; nur der Mensch, welcher überzeugt ist, daß die Blicke eines Gottes alle Schleier der Bosheit durchdringen, daß einst ein Tag eintreten wird, an welchem alle mit der größten Kunst angelegten Gewebe in dem Angesichte des ganzen Menschengeschlechtes wieder werden auseinandergesetzt werden; an welchem die betrüglichen Masquen von dem Gesichte des Heuchlers weggerissen, alle Ränke des Ruhmsüchtigen entdeckt, alle Kunstgriffe des Eigennützigen entschleiert werden. Nur die Religion vermag den

Menschen, wie Alipen, dessen Geschichte der heilige Augustin uns erzählt, gegen die wiederholten Angriffe der Sünde mit einer unüberwindlichen Standhaftigkeit zu bewaffnen. — Alip vertrat die Stelle eines Richters, und verhielt sich in den Fällen, wo bey seinen Amtsverrichtungen die Rechtschaffenheit gewöhnlich vor dem Triebe einer fremden Kraft weichen muß, auf eine Art, die seine Amtsgenossen bewunderten. Da sie aber aus ganz andern Gründen, als er, handelten, so konnten sie nicht begreifen, warum er trotz dem Rathe der menschlichen Klugheit in manchen Umständen nicht wie die andern stimmte. Einer von seinen Amtsgenossen, der sehr mächtig war, und der wegen seiner Gunstertheilungen die Zuneigung und die Stimmen sehr vieler Räthe in seiner Gewalt hatte, und durch den Schrecken eben so viele nach seinen Absichten zu lenken wußte, wollte einen Vorschlag durchsetzen, der gesetzwidrig war. Er glaubte nicht, daß es Jemand wagen würde, seinen Absichten das geringste Hinderniß entgegen zu stellen. Alip widersetzte sich aber denselben, und erklärte öffentlich die Gründe, welche von ihm den Widerstand forderten. Man both ihm heimlich Geschenke an, aber er schlug sie mit Verachtung

aus; man versuchte, ihn mit Drohungen zu schrecken, aber er wurde dadurch in seinem Widerstande nur standhafter. Eigennutz und Menschenansehen, welche in solchen Fällen wechselweise die Handlungen der meisten Menschen bestimmen, vermochten nichts auf ihn, und er blieb den Lehren seiner Religion getreu, wenn schon die sogenannten Klugheitsregeln, welche den andern zur Richtschnur dienten, mit ihnen streiteten.

Die Unzulänglichkeit der Gründe zur Rechtschaffenheit, welche die Vernunft dem Menschen darbietet, ist mit der Wirksamkeit jener der Religion in einem solchen Abstande, daß die größten Feinde beyde nicht miskennen konnten. — Voltaire schreibt in seinem philosophischen Wörterbuche bey dem Worte Atheism: „Ich möchte nichts mit einem Fürsten zu thun „haben, der ein Atheist wäre; denn wenn er „seinen Eigennutz dabey fände, mich in einem „Mörsel zerstoßen zu lassen, so bin ich überzeugt, daß ich würde zerstoßen werden. — „Wäre ich Regent, so wollte ich auch nicht „von atheistischen Höflingen umringt seyn, deren Eigennutz wäre, mich zu vergiften; ich „müßte täglich Gegengift einnehmen.“ — Eine Lehre, welche besonders in unsern Zeiten

manche Regenten benutzen dürften; sie sollte auf sie um so mehr Wirkung haben, weil sie das aufrichtigste Geständniß eines Mannes ist, der wegen seiner übrigen Grundsätze hierin keines Verdachtes beschuldigt werden kann.

Der Verfasser des Buches: der Geist der Gesetze, (L'Esprit des Loix) der wegen seiner religiösen Grundsätze auch nicht im besten Rufe stand, konnte nicht umhin, zu gestehen, daß die christliche Religion die sicherste Bürge der guten Sitten und der Rechtschaffenheit sey. — Daher haben die weisesten Gesetzgeber von Aegypten, von Griechenland und von Rom die Religion zur Grundlage ihrer Staatsverfassungen gewählt; sie erkannten die Unzulänglichkeit und die Kraftlosigkeit der menschlichen Gesetze in tausend Fällen, wo die schärfesten Blicke der Menschenaugen zu kurzsichtig sind, um in die Geheimnisse der Bosheit zu dringen. Die Absichten, welche man bey seinen Handlungen hat, und die ihre Beschaffenheit zum größten Theile bestimmen, liegen außer dem Gebiete der Mengesetze; um diese zu reguliren, müßen also nothwendiger Weise übernatürliche Gründe entlehnt werden.

IX.

Gesellschaftlicher Umgang mit seinen Nebenmenschen.

Unter allen lebenden Geschöpfen der Natur ist der Mensch dasjenige, welches vom Anbeginne seines Daseyns an bis zu seinem Grabe am meisten der Hilfe und des Beystandes seines Mitmenschen bedarf. Er erscheint auf dieser Welt mit Schwachheiten und Gebrechlichkeiten behaftet; er ist nicht im Stande, sich selbst die Nahrung zu geben, die ihm zur Erhaltung seines Lebens unentbehrlich ist, und jedes Kind würde sein hinfälliges Leben bald wie-

der enden, wenn seine Mutter, der in dem schwachen Körper noch kraftlosen Natur, durch ihren zärtlichen Beystand nicht eine hilfreiche Hand böthe.

Aus dieser scheinbaren Unvollkommenheit des Menschen leuchten die Züge einer weisen Vorsehung hervor. Der Schöpfer hat den Menschen nur darum schwach und kraftlos erschaffen, um ihn mit unverbrüchlichen Banden an seinen Nebenmenschen zu knüpfen. Der Mensch ist zur Gesellschaft gebohren; eine allgemeine Einsamkeit, wo alle Glieder der Gesellschaft nur für sich lebten, und ihren gegenseitigen Bedürfnissen nicht wechselweise Genüge leisteten, ist ein Unding. Nur für einzelne und wenige Menschen, die schon erwachsen sind, ist die Einsamkeit möglich; für solche ist sie sogar verdienstvoll, wenn sie sich in dieselbe begeben, in der Absicht von dem gefährlichen Weltgetümmel entfernt, an ihrer eigenen Vervollkommnung zu arbeiten.

Wenn aber die Menschen bestimmt sind, mit einander zu leben, und sich wechselweise zu helfen; wenn eine Gesellschaft ohne gegenseitige Verbindungen unter den Gliedern, woraus sie

besteht, gar nicht gedacht werden kann, so folget, daß in dem Umgange eine gewiße Uebereinstimmung herrschen müße, damit die Eintracht, welche das Band und die Seele jeder Gesellschaft ist, zu einem allgemeinen Ziele der menschlichen Strebsamkeit aufgestellt werde.

Dienstfertigkeit in Umständen, wo die Menschenliebe dieselbe zu erfüllen befiehlt, ist eine der ersten Bedingungen des geselligen Umganges; man gewinnt sich dadurch die Liebe der Menschen, mit denen man leben muß; man erweckt in ihnen Gefühle der Dankbarkeit; man erwirbt ein gewißes Recht, das Gleiche von ihnen zu verlangen, falls Umstände eintreten sollten, in welchen ihre Hilfe nothwendig würde.

Wenn auch erwiesene Dienstfertigkeiten nicht allemal diese schönen Wirkungen haben, so hindern sie doch wenigstens den Menschen, dem sie zu Nutzen werden, und bey dem noch nicht alles sittliche Gefühl erloschen ist, seinem großmüthigen Freunde zu schaden. Wie mancher hat Ursache, sich seine ganze Lebenslänge Glück zu wünschen, dem Hilflosen einen gefälligen

Dienst geleistet zu haben? — Ein solcher Dienst hat den Kardinal Alberoni zu einer der höchsten Ehrenstellen erhoben. Der Dichter Campistron hatte eine Reise durch Italien unternommen. Als er das Herzogthum Parma durchwanderte, wurde er von Straßenräubern angegriffen, die ihm sogar seine Kleider auszogen. Halb nackt erreichte Campistron das nächste Dorf, dessen Alberoni der Seelsorger war. Dieser Priester nahm den Unglücklichen mit jener christlichen Liebe auf, zu welcher er sich Standes halber mehr als die andern Menschen verpflichtet zu seyn glaubte. Der großmüthige Pfarrer gab seinem verunglückten Gaste Kleider und Geld, womit er seine Reise hat fortsetzen können. Nach einigen Jahren begleitete Campistron den Herzog von Vendome in dem Kriege, der in Italien geführt wurde. Als er zufälliger Weise in die Gegend kam, wo er geplündert worden war, begab er sich wieder zu seinem Gutthäter; er stellte ihn dem Herzoge vor, der ihn auf die Empfehlung seines Begleiters zu seinem Almosenpfleger ernannte. Alberoni reisete dann mit dem Herzoge nach Spanien, wo er wegen seiner Talente und seiner Rechtschaffenheit sich des Zutrauens aller würdig mache-

te, mit denen er Umgang pflegte. Seine Tugenden erhuben ihn von einer Würde zur andern; er wurde Kardinal, und endlich erster Minister des Königs von Spanien.

Wenn wir auch hierin die Religion nicht zu Rathe ziehen, welche uns die Nächstenliebe in ihrer Vollkommenheit lehret, und uns zur Pflicht machet andern zu thun, was wir von andern vernünftiger Weise verlangen dürfen, daß sie uns thun, so überzeugt uns die bloße Vernunft, daß der Mensch überhaupt nicht für sich allein, sondern auch für andere leben soll. — „Wir „sind nicht allein für uns gebohren, schreibt „einer der berühmtesten Weltweisen des Alter„thums; so bald wir unsere Augen dem Lichte „eröffnen: so haben das Vaterland und unsere „Freunde gegründete Rechte auf uns; und „gleichwie alle Gegenstände der Natur für den „Menschen erschaffen sind, eben also ist ein „Mensch für den andern erschaffen. Man „muß also hierin den Vorschriften der Natur „Folge leisten, zum allgemeinen Besten nach „Möglichkeit entweder durch gegenseitige Hilf„leistungen beytragen, oder es theils durch „Entrichtung seiner Steuern, oder durch An„nahme öffentlicher Stellen befördern, und

„durch Dienstgefälligkeiten, die in unserer Ge„walt liegen, die Bande der Gesellschaft im„mer enger schließen.“

Die Undankbarkeit derer, welchen man Gutes erweiset, dienet vielen zum Vorwande, sich von aller Pflicht, dienstfertig zu seyn, frey zu glauben. Dazu hat die Gutthätigkeit noch manche unangenehme Folgen, wegen welcher man es beynahe immer bereuet, sich gutherzig gezeigt zu haben. Will man aber bey seinen Dienstgefälligkeiten alle Reue verhüten, so befleiße man sich, sie vorzüglich dem Verdienste und der Tugend zu erweisen; oder vielmehr man habe dabey die Absicht nicht, sich Menschen verbindlich zu machen, sondern Verdienste für die Zukunft einzuärndten. Wenn schon die Menschen das Gute nicht erkennen, das sie empfangen, so wird es gewiß Gott erkennen: solch ein übernatürlicher Bewegung allein ist fest und unwandelbar; er allein erhält in der Beständigkeit, und beuget aller Reue vor. Wer auf Menschendank Rechnung machen, und sich nur unter dieser Bedingung als wohlwollend und gutthätig zeigen wollte, durfte allen Umgang fliehen, und in einer vollkommenen Selbstsucht seine Tage dahin leben.

Vergebens würde man dem Menschen zum ausschließlichen Beweggrunde der Gutthätigkeit das Vergnügen aufstellen, welches die Folge derselben ist. Vergebens würde man ihm sagen, er soll nie Erkanntlichkeit, sondern immer nur Undank erwarten, und so großmüthig seyn, mit gleichem Blicke Dank und Undank anzusehen. Diese schönen Machtsprüche, welche den Menschen leiten, der sich die Religion nicht zum Hauptziele machet, beruhen nur auf Eitelkeit; sie dringen ihm höchstens in gewißen Umständen, wo diese befriedigt wird, einige Aufopferungen ab. Aber wie oft scheitert dieser unzureichende Beweggrund an dem weit mächtigern Triebe unseres Eigennutzes? Wo ist der Mensch, der nicht der Stimme dieses letztern folgen zu müßen glaubt, wenn man seinen Diensteifer einmal mit Undank vergolten hat, und wenn er sich nicht nebenbey auf übernatürliche Gründe stützet? Die Religion bewegt den Menschen ohne Rücksicht auf sich selbst das Wohl seines Nebenmenschen zu befördern, weil sie seine Blicke bis in die Zukunft erhebt. Die Beweggründe, die sie dem Menschen darbietet, sind weit erhabener, als jene, welche nur in gewißen Umständen aus der Eitelkeit entstehen. — Das von einem anhaltenden Regen aufge-

schwollene Wasser der Etsch, eines Flußes in Italien, hatte einst die ganze Brücke zu Verona außer dem mittern Bogen, auf welchem ein Haus stand, mit sich gerissen. In diesem Hause befand sich eine ganze Familie; man sah die Unglücklichen am Gestade, wie sie die Hände gegen die daran stehenden Leute streckten, und sie um Hilfe fleheten. Unterdessen führte der heftige Strom immer beträchtliche Theile von den noch stehenden Pfeilern mit sich, und der Augenblick, wo das Haus ins Wasser stürzen sollte, konnte nicht mehr entfernt seyn. Der Graf Spolverini, der durch den Anblick einer so nahen Gefahr gerührt wurde, versprach hundert Dukaten dem Manne, der sich wagen wollte, die Unglücklichen in einem Schiffe zu retten. Die Gefahr bey einer solchen Unternehmung war sehr groß, denn der Strom wuchs stets an, und man wußte nicht, ob das Haus nicht bald einstürzen würde. Ein jeder zauderte bey diesem Antrage, und man hatte schon alle Hoffnung, die unglückliche Familie gerettet zu sehen, aufgegeben, als ein Bauer hervortrat, und sich zum Retter der Unglücklichen anerboth. Er stieg in ein kleines Schiff, brachte es durch strenges Rudern an die Pfeiler, wo er es so lange fest hielt, bis alle Ge-

fangenen an einem Saile sich in das Schiff herabgelassen hatten. Seyd nun gutes Muths, sagt ihr tapferer Retter zu ihnen; euer Leben ist außer Gefahr. Kaum war er an das Gestade gestiegen, als der Graf ihm die versprochene Belohnung darreichte. Der Bauer antwortete ihm aber: Ich verkaufe mein Leben für keinen zeitlichen Preis; geben Sie dieses Geld der unglücklichen Familie, welche dessen weit mehr bedürftig ist als ich.

Wenn schon der Mensch seine Dienste Niemanden versagen, und auf Menschen-Ansehen nie Rücksicht nehmen soll, so muß er dennoch hierin mit Klugheit verfahren, damit er nicht das Opfer seines guten Willens werde. Man misbrauchet die Dienstfertigkeit eines Mannes, dessen Güte bekannt ist. Wie Mancher bekümmert sich wenig darum, ob er vielleicht nicht eine Unbescheidenheit und zuweilen gar eine Ungerechtigkeit begehe, wenn er den Gutherzigen um eine Dienstgefälligkeit anspricht, die diesem ohne sein Wissen zum Nachtheile wird. Einer solchen Unbescheidenheit, die in gewißen Umständen eine wahre Ungerechtigkeit wird, ma-

chen sich alle diejenigen schuldig, welche ohne in äußerster Noth zu seyn, bey Jedermann Geld aufnehmen, wobey sie voraussehen, daß sie ihrer Verbindlichkeit, es wieder zurückzugeben, nicht Genüge thun werden. In dergleichen Fällen folge man dem Rathe eines großen Gutthäters, und schenke eher einen Theil dessen, was man verlangt, als das ganze zu leihen, sollte er auch sehr gering seyn, so wird er dennoch beynahe immer hinreichend seyn, der Noth abzuhelfen; und wenn keine Noth Statt hat, suche man durch kluge Ausflüchten solcher unverschämter Bettler los zu werden. — Ein gewißer Dorfpfarrer, den eigene Erfahrung in diesem Punkte klug gemacht hatte, war einst im Begriffe, sich in eine große Stadt zu begeben, in welcher er Geschäfte zu verrichten hatte. Viele bathen ihn, er möchte ihnen Verschiedenes kaufen, und versprachen den Preis bey seiner Zurückkunft zu erlegen. Der Pfarrer nahm von allen das Verzeichniß der Dinge an, die sie verlangten. Als er in die Stadt angekommen war, kaufte er nur für einen Einzigen ein, was er verlangte, der ihm das Geld mitgegeben hatte. Von den Andern wußte er aber zum Voraus, daß sie die Waaren annehmen, und ihn dann für die Bezahlung selbst sorgen

lassen würden. Der Pfarrer kam zurück, und befriedigte den, von welchem er das Geld erhalten hatte; zu den Andern aber, welche Gleiches von ihm erwarteten, sagte er: es sey ihm ein Unglück widerfahren, er hatte alle Zettel auf den Tisch seines Zimmers gelegt; auf einmal erhub sich ein Wind, der alle außer des einzigen, in welchem Geld eingewickelt war, zum Fenster hinaus in ein an dem Hause vorbey fließendes Wasser gewehet hat. Ein jeder verstand diese Sprache, und machte keine Einwendung gegen eine Begebenheit, deren Unwahrscheinlichkeit handgreiflich war.

Die Höflichkeit ist eine andere Bedingung des geselligen Umgangs. Diese besteht nicht so viel in den Handlungen selbst, als in der Art, wie sie verrichtet werden; sie ist ein angenehmes und liebenswürdiges Verhältniß des Menschen in seinem Betragen gegen seinen Nebenmenschen. Der höfliche Mann erträgt mit Geduld manchmal gar mit Frohsinne die Fehler Anderer; er verzeiht ohne Gegenvergeltung die unartigen Begegnungen seines Freundes; demjenigen, dem er Gutthaten und Dienstgefälligkeiten erweiset, giebt er nicht zu erkennen, daß er sich gegen ihn zur Dankbarknit verpflichtet;

in der Art, wie er sie erweiset, läßt er keinen Stolz blicken, sondern beträgt sich mit aufrichtiger Liebe und Zuneigung; gegen Unbilden verhält er sich gleichgültig; die Stichelworte eines unverschämten Spötters würdigt er nicht seiner Aufmerksamkeit; in dem Umgange behauptet er nicht mit Eigensinn den Rang, der seinem Stande zu gebühren, er sich einbildet; ist er von hoher Geburt, so zieht er durch einen beleidigenden Stolz und unartige Begegnungen keine Scheidlinie zwischen ihm und dem gemeinen Manne; er erinnert sich stets, daß die Vorzüge der Gesellschaft selten dem Verdienste ertheilt werden, und daß keine Würde, wenn sie noch so hoch und verdient ist, denjenigen, der sie bekleidet, je berechtigen könne, mit anstößigen und beleidigenden Arten Untergeordnete zu behandeln. — Die Höflichkeiteit nach richtigen Begriffen ist also die Art der Ausübung der christlichen Liebe.

Diese Art ist von vielen Gebräuchen abhängig, die theils allgemein, theils jedem Lande insbesondere eigen sind, und das äußere Verhältniß der Menschen gegeneinander bestimmen. Was die geschlifenern Arten anbelangt, so können sie nur in so weit zur wahren Höf=

lichkeit gerechnet werden, als sie aufrichtig sind, und sich mit den Vorschriften der Sittlichkeit betragen. Niederträchtige und in ihren Absichten schändliche Schmeicheleien, geheuchelte und ausgesuchte Begegnungen, wodurch man die Gunst und die Zuneigung eines Mächtigern, als man selbst ist, zu erschleichen suchet, damit man sich dessen zu seinen Ränken bedienen könne, sind Laster; es sind Misbräuche der wahren Höflichkeit. Zu derselben gehören aber die äußern Bezeugungen nicht, durch welche man seine Ehrerbietigkeit und seinen Gehorsam gegen Vorgesetzte äußert.

Wenn uns schon die Höflichkeit nicht allemal erwiedert wird, so sind wir deswegen nicht berechtigt, durch Unarten uns zu rächen. Den Menschen, der wegen seiner rohen und ungebildeten Arten nicht weiß, wie er Andern begegnen soll, muß man durch die Art, ihm zu begegnen, belehren; schimpfet er, so weise man ihn dadurch zurecht, daß man ihm durch seine Gleichgültigkeit beweise, wie wenig seine Unbilden auf uns Eindruck gemacht haben. — Man rieth einst dem Philosophen Sokrates, er solle Genugthuung für eine Unbild verlangen, die ihm ein übermüthiger Junge angethan

hatte. Was, antwortete er, wenn ein Pferd oder ein Esel mir einen Tritt giebt, soll ich mich deswegen vor Gericht beklagen?

Noch weit weniger soll man sich Unarten gegen einen Mann erlauben, der sich aus Unbedachtsamkeit gegen die Vorschriften der Höflichkeit oder auch darum verfehlet, weil er Standeshalber in derselben nicht unterrichtet worden ist. Wer immer nur unter gemeinen Leuten gelebt hat, kann nicht wissen, was im Umgange mit Größern, als er ist, beobachtet werden soll. Es ist Unbarmherzigkeit und manchmal Grausamkeit, einem solchen Irrenden seinen Fehler mit Stolze oder durch Spötteleien zu erkennen zu geben. Bescheidenheit und christliche Liebe erfordern, daß man in dergleichen Fällen sich verhalte, als hätte man die Unhöflichkeit nicht beobachtet; oder daß man, wenn eine solche Verstellung nicht statt haben kann, dem Irrenden auf eine künstliche und liebreiche Art aus seiner Verlegenheit helfe.

Die Höflichkeit ist das beste und vielleicht das einzige Mittel, den Leuten, die sich gern

Grobheiten erlauben, ihre Unart zu erkennen zu geben, besonders wenn sie von Vorurtheilen herstammt, welche unbesonnene Bosheit oder jugendliche Uebermuth zum Ursprunge haben. — Als Clemens der Vierzehnte noch Franziskaner zu Bologna war, traf er in den Gängen des Klosters einen übermüthigen Stutzer an, der so eben von Lyon ankam. — Nur aus Langweile bin ich zu Ihnen spazieren gekommen, sagte der Junge zum Franziskaner, denn ich kann die Mönche durchaus nicht leiden. — Vielleicht werden Sie dieselben in dem Speisesaale leiden können, antwortete ihm Ganganelli ganz gelassen, ich bitte Sie dann, mit mir zu kommen. Der Reisende willigte in diesen Antrag ein. Ganganelli ließ ihm Speisen und Getränke auftischen, und fieng mit ihm ein Gespräch an, das immer ernsthafter wurde; dem Jungen gefiel die Bewirthung äußerst wohl, und er ward allmählig mit den Reden des Religiosen, der ihn so liebreich empfangen hatte, nicht weniger zufrieden, ob gleich dieser eine Saite berühret hatte, die ihm übrigens nicht angenehm seyn sollte. Während zwey Monate kam der Jüngling täglich in das Kloster, und benutzte die Lehren dergestalt, daß er seinen Lebenswandel änderte, und zu

seinen Aeltern, von denen er sich nur darum entfernt hatte, damit er ungehinderter seine Leidenschaften befriedigen könnte, wieder zurückgekehrt ist.

Einnehmende Begegnungen wirken auf die Menschen weit mehr als alle Vernunftbeweise. Der Verstand ist mit dem Herzen in einer solchen Verbindung, daß, wo dieses nicht zuvorderst erobert wird, der Zugang zu jenem gleichsam verschlossen ist. Wenn man den Menschen beleidiget, dem man manchmal die Wahrheit saget, so stammet sein Unwillen nicht von der Wahrheit selbst, sondern von der Art her, wie man ihm dieselbe gesagt hat. Wer also bey dem Menschen wirksame Eindrücke veranlassen will, muß sich besonders befleißen, einen solchen Weg zu seinem Herzen und dann zu seinem Verstande auszusuchen, daß er an keiner seiner Leidenschaften anstöße, und sie zum Aufstande bringe.

X.

Häuslicher Umgang mit seinen Nebenmenschen.

Wenn die Bedürfnisse des Lebens in dem gesellschaftlichen Umgange, welchen gegenseitiger Diensteifer beseelt, ihre Befriedigung finden, so ist ein wohlgeordneter häuslicher Umgang die Hauptbedingung zur Zufriedenheit, welche das Leben hienieden versüßet. Leute, mit denen wir stets umringt sind, und in der nächsten aller Verbindungen stehen; welche mit uns unter einem Dache wohnen, und zu unserer Hausgenossenschaft gehören, oder die wir durch tägliche Besuche zu den ersten unserer Freunde machen, bestimmen am meisten den Zustand unseres Gemüths. Dieser ist uns angenehm oder unangenehm, je nachdem zwischen den verschiedenen Charaktern derjenigen, die wir täglich sehen, mehr oder weniger Gleich=

förmigkeit und Uebereinstimmung herrschen. Personen, deren gegenseitige Verhältnisse so beschaffen sind, daß sie entweder in naher Verbindung miteinander leben, oder stets in einer gewissen Entfernung sich gegeneinander halten können, nähern sich zu einander, oder verbinden sich mit den Banden der Freundschaft, nur in so weit, als die ebenerwähnte Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung zwischen ihren Charaktern statt hat.

Aber von Leuten, die wegen ihrer Verhältnisse miteinander leben müßen; die sich mit unzertrennlichen Banden an einander gebunden haben, oder zwischen welchen die Natur selbst den Knoten geschlossen hat, hängt es nicht ab, sich in eine solche Entfernung zu setzen, daß sie außer dem Wirkungskreise gegenseitiger Einflüsse sich befinden. Wenn also diese vergnügt leben, und einander nicht zur Last seyn wollen, müßen sie mit vereinten Kräften daran arbeiten, daß, so viel möglich ist, in ihre Charakter Uebereinstimmung gebracht werde.

Jedermann hat, wie ein altes Sprichwort sagt, seine Fehler. Jedermannn hat gewisse, ihm allein eigene Arten, die andern eben dar=

um misfallen, weil sie nicht Allen eigen sind; die Einsichten jedes Einzelnen sind verschieden; die Natur hat nicht jedem gleiche Geistesfähigkeiten ausgetheilt. Daher die Verschiedenheit in den Meynungen, daher auch der Widerwille, den der Anblick gewisser Handlungen erregt, die anders als die unserigen beschaffen sind. Will man diesen Widerwillen, der immer unangenehme Empfindungen nach sich läßt, ersticken; will man die widrigen Wirkungen verschiedener zusammenstoßender Meynungen nicht fühlen, so gewöhne man seine Augen und seinen Geist anders denken und handeln zu sehen, als man selbst denkt und handelt. Wenn man bedenkt, daß man ähnliche und vielleicht weit größere Fehler hat; daß unsere Einsichten eben so einseitig und vielleicht noch irriger als jene sind, die uns misfallen, so soll es Niemanden viele Mühe kosten, eine Gewohnheit anzunehmen, welche die christliche Liebe gebiethet, und die ihm das Leben versüßet.

Ein Mönch hatte einen Fehler begangen. Einige seiner Mitbrüder, welche diese menschliche Schwachheit nicht mit den Augen der christlichen Liebe angesehen hatten, giengen zu ihrem Abte, und bathen ihn, er möchte darüber sein

Urtheil sprechen. Der weise Abt, um sie zu beschämen, nahm einen mit Sand angefüllten Korb auf seinen Rücken, und erschien in diesem Aufzuge unter ihnen. Die Mönche fragten ihn, warum er sich mit einer so großen Last beladen hätte. Der Abt antwortete ihnen: der Korb ist mit meinen Fehlern beladen, die ich nicht sehe, weil sie hinter mir sind, warum wollet ihr dann, daß ich über jene andere Urtheile? Die Mönche merkten den Sinn dieser Lehre, und benutzten sie für die Zukunft.

Ein heidnischer Philosoph wiederholte seinen Lehrlingen sehr oft den folgenden Machtspruch: Verzeihet andern alles, und euch selbst verzeihet nichts. Wenn man auf sich selbst zurückblicket, und sich mit unpartheyschen Augen betrachtet, so wird man so viele Fehler und Mängel wahrnehmen, daß man sie gern andern übersehen wird, wenn man nicht Standeshalber verpflichtet ist, sie zu bestrafen. Die Weisheit soll uns unsere eigenen Fehler entdecken, und die Liebe soll jene Anderer, unsern Blicken entziehen. Können wir es nicht hindern, jene zu sehen, welche auffallend sind, so sollen solche Erscheinungen uns zur Warnung dienen, und wir sollen unsere

Wachsamkeit auf uns selbst verdoppeln. Der Anblick fremder Schwachheiten, anstatt uns zu ärgern, wird dann zu unserer Vervollkommnung beförderlich seyn.

Je mehr man mit sich selbst zufrieden ist, destoweniger ist man es überhaupt mit andern, daher wollen auch jene an andern am wenigsten leiden, von welchen man wegen ihrer übermüthigen Forderungen und ihres raschen Charakters am meisten leiden muß. Widerfährt ihnen ein Unglück, wäre es auch die Folge einer nicht zu entschuldigenden Unklugheit, so scheinen sie durch ihre heftigen Begegnungen es jenen zurechnen zu wollen, die sie umringen; sie gleichen hierin den wüthenden Thieren, welche alle zerreißen, die unglücklicher Weise ihnen zuerst unter die Klauen fallen. Zu bedauern sind die Leute, welche mit solchen Menschen in einem nahen Umgange seyn müßen: aber noch mehr zu bedauern ist wegen seiner wahnsinnigen Thorheit derjenige, welcher eine Linderung seines Kummers, einen Trost darin findet, durch sein Toben andere unglücklich zu machen.

Es giebt Leute, bey welchen das unaufhörliche Brummen, das ewige Klagen derge-

stalt zur Gewohnheit geworden ist, daß man glauben möchte, es sey für sie eine Art von Bedürfniß. Der unbedeutendste Fehler, der begangen wird, entzündet ihren Zorn; sie werden wüthend, wenn man ihnen eine noch so bescheidene Antwort giebt; man muß sich hüten, vor ihnen Recht zu haben, und wer bey ihnen nur den Verdacht erweckte, als stimmte er ihren Gründen nicht bey, oder als sähe er ihre Vorwürfe als unverdient an, würde den heftigsten Ausguß ihrer übeln Laune sich auf den Hals ziehen. Besonders hat man von diesen Feinden des Menschengeschlechtes zu leiden, wenn Leute, denen sie ihres Verhältnisses halber mit Ehrerbietigkeit begegnen müßen, und vor denen sie folglich ihren Unwillen nicht äußern dürfen, sie nicht nach ihren Forderungen behandelt haben. Sobald sie aus ihrer gedrängten Lage in ihre Familie wieder zurückkommen, wo sie mit unumschränkter Freyheit ihr Herz entladen können; so müßen alle, die sich vor ihnen zeigen, den Zwang ergelten, den sie erlitten haben.

Wer mit einer solchen unvertragsamen Gemüthsart behaftet ist, nimmt sie selten an sich selbst wahr, weil er dem Triebe plötzlich ent=

stehender Aufregungen folget, die seinem Verstande die nothwendige Zeit nicht lassen, ihre Unrechtmäßigkeit einzusehen. Nur an den Folgen ihres Tobens können solche sich selbst und andern beschwerliche Leute den Fehler ihres Temperaments erkennen. Man glaube aber darum nicht, daß es unmöglich sey, sich zu bessern, und daß dazu erforderlich wäre, seine ganze Leibsbeschaffenheit umzuändern. Diese Meynung ist ein Vorurtheil; es stammt von der Muthlosigkeit her, welche die Folge einer unzulänglichen Bemühung ist, wodurch man sich zuweilen der Gewalt seiner Leidenschaften zu widersetzen versuchet. Wem die Wirkungen seiner reizbaren Galle unter die Augen fallen, kann nicht umhin, einen Entschluß zu machen, alle Aufregungen zu verhüten. Da man aber bey solchem Entschlusse gewöhnlich nicht die Selbstbesserung, sondern blos die Verhütung unangenehmer Folgen zur Absicht hat, so wird begreiflich, daß er zur Unterdrückung einer entstehenden Aufregung nichts vermag, wenn nicht die unangenehme Folge in demselben Augenblicke vorausgesehen wird. Wie können aber die Blicke der Vernunft durch die Dünste des schon aufwallenden Blutes dringen, und sich bis auf Folgen einer Ursache erstrecken,

deren Wirkung erst anfängt? Damit also das ebenerwähnte Vorhaben, sich zu bessern, nicht ein eitler Wille bleibe, muß es sich auf den Menschen selbst beziehen, an welchem es erfüllet werden soll.

Wer seinen Charakter umändern will, muß ihn genau zu erkennen suchen; er muß schon an eintretenden Umständen die Ursachen sehen, die ihn in Bewegung zu setzen pflegen; er muß die unordentlichen Aufregungen, so wie sie in seinem Herzen entstehen, selbst zu fühlen lernen, damit er sie unterdrücken könne, bevor sie sich durch gewaltsame Ausbrüche äußern; er muß, wie der heilige Franziskus von Sales, dessen Temperament von Natur eben so reizbar war, als er es in der Folge durch seinen Fleiß biegsam gemacht hat, einen Vertrag zwischen ihm und zwischen seiner Zunge schließen, Kraft dessen er sich verbindlich machet, seiner Zunge kein einziges Wort aussprechen zu lassen, so lange sein Herz in Bewegung seyn wird. Die angebliche Unmöglichkeit, worauf Leute einer unvertragsamen Gemüthsart sich berufen, um ihre Unarten zu rechtfertigen, ist also im Grunde ein bloßer Vorwand, eine Feigheit; man scheuet die erste Mühe,

welche mit jeder Selbstbesserung verbunden ist, und welche, wenn sie eine kurze Zeit mit Muth ausgestanden würde, den Sieg über sich selbst zur sichern Folge haben würde; man läßt sich immer von einem Feinde überwinden, den man leicht hätte besiegen können, und fällt endlich unter die Gewalt eines Tyrannen, dessen Macht man mit gleichgültigen Augen sich hat vergrößern gesehen; man wird ein schändlicher Sklav seiner eigenen Laune, und machet sich dadurch allen Leuten verächtlich. — Ein Herzog von Mayland, der eines sehr hitzigen Temperaments war, und im Gebrauche hatte, das Gift seiner übeln Laune auf jeden auszugießen, der sich zu ihm näherte, wurde einst in einem Schlosse von den Florentinern belagert, und sah allmählig alle Hoffnung verschwinden, ihnen einen langen Widerstand zu thun. Wer zu ihm kam, mußte an der Last seines Unwillens tragen. Er fand keinen Geschmack an den Speisen, die mit aller Kunst zugerichtet waren, und sein Koch mußte deswegen sehr vieles ausstehen; dieser entschuldigte sich jedesmal, so gut er konnte; da aber das Brummen mit jedem Tage zunahm, so wie die Gefahr sich vergrößerte, so gieng ihm auch die Geduld aus, und er sagte zu seinem Herrn: die

Gerichte sind gut und schmackhaft, aber die Florentiner haben Euer Excellenz den Geschmack genommen.

Den Ergießungen einer üblen Laune sind überhaupt jene am meisten geneigt, welche in hohen Würden stehen, und deren Ausbrüche durch unangenehme Zurückprellungen nicht gedämpft werden. Es ist daher ein großes Verdienst für Jemanden, der vielen zu befehlen hat, wenn er auch sich selbst zu befehlen weiß.

Philipp der zweyte König von Spanien hatte sich besonders beflissen, über sich selbst zu herrschen, bevor er über seine Unterthanen herrschete. Er zeigte eine sonderbare Gemüthsstille in einer Gelegenheit, wo wenige ihren Unwillen nicht geäußert hätten. Die wichtigen Briefe, so viel ihm möglich war, schrieb er selbst, und das Geschäft des Sekretärs war bloß, sie zu versiegeln, und die Zuschriften darauf zu schreiben. Er hatte einst bis in d. tiefe Nacht sehr viele Briefe geschrieben; den letzten überreichte er ganz frisch geschrieben dem Sekretäre, damit er Sand darauf streue. Da dieser aber mehr schlief als wachete, so ergriff er das Dintengefäß anstatt des Sandgefäßes,

und stürzte jenes auf den Brief um, von welchen die Dinte auf alle unter seiner Hand liegenden Briefe herabfloß. Der König sah die Wirkung dieses Misgriffes, und sagte ganz gelassen zu ihm. Dieß ist das Dintengefäß, und dieß das Sandgefäß. Er fieng dann wieder an, seine Briefe zu schreiben, ohne dem Sekretäre den geringsten Unwillen blicken zu lassen.

Eine ähnliche Gelassenheit zeigte Herr von Harlai, erster Präsident des Parlaments zu Paris, gegen eine Dame, welche zu ihm gekommen war, um an ihn eine Bitte zu stellen, welcher er nicht willfahren konnte, ohne seinem Gewissen entgegen zu handeln. Die Dame gieng also ganz überdrüßig zu seinem Zimmer hinaus; er wollte ihr das Geleit geben, aber sie schlug diese Ehre ganz trotzig aus; der Präsident, der in sein Zimmer wieder zurückzukehren schien, fuhr aber fort, der Dame nachzufolgen, welche, weil sie sich allein zu seyn glaubte, mit halber Stimme verschiedene Schimpfworte gegen ihn ausstieß. Als er näher zu ihr kam, hörte sie ihn; sie sah zurück, und sagte halb erschrocken: Ach, Sie sind da — Sie sagen so schöne Sachen,

antwortete der Präsident, daß ich Sie nicht verlassen kann.

Wenn zur Glückseligkeit des häuslichen Umganges hienieden erforderlich ist, daß die Glieder, aus welcher eine Familie besteht, ihre Gemüthsarten so zusammenstimmen, daß sie einander wechselweise ertragsam werden: so bezieht sich diese Bedingung besonders auf die Eheleute, weil sie die Häupter der Familie ausmachen, und weil ihr Umgang der innigste ist, der sich unter Menschen denken läßt. Je größer die Entfernung ist, in welcher die Menschen miteinander leben; je seltner sie zusammen kommen, desto weniger geben sie ihre wahren Gesinnungen gegen einander zu erkennen; die Gesetze der Anständigkeit, welche der gebildete Umgang zwischen den Menschen eingeführt hat, hindern sie, die widrigen Gefühlen mit ihren häßlichen Symptomen zu äußern, wenn die Verhältnisse, in welchen sie miteinander stehen, die Geschäfte, die sie miteinander führen, dergleichen bey ihnen erwecken sollten. Man begegnet mit Höflichkeit dem Manne, den man hasset, von dem man sogar mishandelt worden ist, weil man durch jede leidenschaftliche Aeußerung sich häßlich machen würde.

Zwischen Eheleuten aber werden diese Schonungen nicht beobachtet; die von der Gesellschaft eingeführten Gesetze der Anständigkeit erstrecken sich nur in so weit auf sie, als sie selbst sich miteinander in der Gesellschaft befinden. In dem Kreise ihres häuslichen Umganges aber verhalten sie sich gewöhnlich gegen einander nach Maßgabe ihrer Gemüthsart, wenn nicht die Religion, welche die gegenseitige Verträgsamkeit ihnen zur strengsten Pflicht machet, sie bewegt, an der Zusammenstimmung ihrer Charaktere zu arbeiten. Daran wird aber überhaupt wenig gedacht; daher giebt es auch wenige in dieser Rücksicht wohlgepaarte Ehen.

Sokrates giebt uns in seiner Person und in seinem Weibe das Beyspiel der größten Geduld, die mit dem widrigsten Charakter vereint war. Xantippe hatte außerordentliche abwechselnde Launen; sie war dem Jachzorn sehr geneigt, und es ist kein Herzeleid denkbar, womit sie ihren Mann nicht zu kränken suchte, so oft ihr Blut in ihren Adern wallete. Mitten auf der Straße riß sie Sokraten den Mantel von dem Leibe weg, warf ihn mit Koth, und geiferte die abscheulichsten Schmähworte gegen ihn aus. Eines Tages, nachdem

sie gegen ihren geduldigen Mann, der auf einer Bank an der Hausthüre saß, lange von dem Fenster herab gebollen hatte, goß sie einen Topf Wasser über ihn aus. Socrates blieb aber ganz ruhig, und sagte zu seinen Freunden, die sich über seine Gemüthsstille wunderten: Ich dachte wohl, daß auf den Donner auch ein Regen folgen würde.

Die Geduld ist aber den Weibern gegen ihre Männer weit öfter nothwendig, als diesen gegen jene, weil der Mann in dem Besitze der Oberherrschaft ist, und weil alles sich nach seinem Willen fügen muß, wenn er eines festen Charakters ist. Weiber, die mit Männer verehlichet sind, welche ihnen ihren wandelbaren Willen zum unverletzlichen Gesetze machen, bedürfen eines großen Heldenmuths, wenn sie die Ruhe in ihrem Hause erhalten wollen. Eine tugendhafte, vernünftige und empfindsame Ehegattin, welche ohngeachtet ihrer Bereitwilligkeit und ihrer Geduld sich doch immer der närrischen Laune ihres Mannes ausgesetzt sehen muß, der ihr nie das Vergnügen gönnt, sie zu loben, und ihr Liebe zu äußern; welche in seinen Augen immer Unrecht haben muß, wenn

schon der Mann einen handgreiflichen Irrthum behauptet; welche von den Blicken der Fremden ihre Peinen zu verbergen gezwungen ist, um sich nicht neue Vorwürfe auf den Hals zu ziehen; welche unaufhörlich leidet, und Niemanden hat, in dessen Herz sie das ihrige ausgießen kann; welche sich Fehler zur Schuld legen läßt, die sie nicht begangen hat; welche nicht nur von allen Freuden und Ergötzlichkeiten, an denen sie wegen ihrer gedrängten Lage ohnehin keinen Geschmack hätte, sondern dazu noch die nothwendigsten Dinge entbehren muß: eine solche Frau ist eines der unglücklichsten Geschöpfe, wenn sie in der Religion nicht den Trost suchet, denn ihr die Menschen versagen.

Vincentia Lomelin, welche mit einem genuesischen Edelmanne verehlichet war, und nach der Hand die Stifterin eines Klosters geworden ist, war eine solcher Heldinnen. Am Anfange ihres Lebens, schreibt ihr Geschichtschreiber, hatte sie mehr Dornen als Rosen gefunden. Obgleich ihr Gemahl sie liebte, so hatte sie dennoch ungemein Vieles von ihm zu leiden. Er hatte ein sehr hitziges Temperament; nie war er mit ihr zufrieden, wenn sie sich auch noch so sehr befließen hatte, seinen

Willen zu errathen, und ihn aufs pünktlichste zu befolgen, so waren harte Begegnungen die Belohnung ihrer Mühe; den Anfällen der widrigen Laune ihres Mannes setzte sie nur ihre Geduld entgegen, und durch dieselbe brachte sie es endlich so weit, daß er ganz beschämt seinen Unarten ein Ende machte. Endlich hatte sie noch das Glück ihren Mann einen Stand antreten zu sehen, in welchen er, wie sie in dem ihrigen, an der Vervollkommnung seiner selbst unabläßig arbeitete.

XI.

Almosen.

Die Verbindlichkeit, seinem bedürftigen Nebenmenschen ein zu seinem Unterhalte nothwendiges Scherflein darzureichen, wird gemeiniglich zu jenen Pflichten gerechnet, welche man vielmehr für bloße Geziemtheiten als für wahre und verbindende Pflichten hält. Da kein genaues Verhältniß festgesetzt ist, durch welches der Umfang dieser Pflicht eigentlich bestimmt wird: so glaubt man dieselbe durch jede, auch die geringste, Beraubung erfüllet zu haben. Es vermengen sich aber in diesem Punkte so viele Rücksichten in einander, daß es unmöglich wäre, ein solches Verhältniß genau zu bestimmen. Nicht auf dem Reichesten liegt allemal die Verbindlichkeit, die größten Aufopferungen zu machen, sondern auf jenem, der, wenn man alles in Betrachtung zieht, am meisten entbehren

kann. Die Bedürfnisse eines mit einer zahlreichen Familie beladenen Hausvaters sind größer als jene eines minder Reichen, dessen Bedürfnisse sich blos auf seine Person erstrecken; Jener wird also, wenn er schon reicher, als dieser ist, zu keinen so beträchtlichen Beraubungen verpflichtet. Noch mehrere solche Umstände modificiren das Gesetz, und erschweren die genaue Bestimmbarkeit desselben.

„Die Bedürfnisse des Menschen sind von „zweyerley Art, sagt ein Philosoph (*), der die „Pflicht des Almosens nach Angaben berechnet, „welche er aus der bloßen Vernunft schöpfet. „Die Einen sind unentbehrlich und die andern „zufällig. Jene sind sehr beschränkt, wer sie „mit Aufrichtigkeit zu erkennen verlangt, wird „sie leicht entdecken. Diese zu bestimmen, kann „es keinen richtigern Maaßstab geben, als die „allgemeine Meynung; sie schätzet die Bedürf„nisse der verschiedenen Stände mit ziemlich ge„nauer Billigkeit. Von dem, was man über „diese Bedürfnisse besitzt, ist man verbunden, „einen Theil dem Hilflosen zu reichen.“ — Wie groß soll aber dieser Theil seyn? — Durch eine ziemlich einfache Rechnung beweist d'Alem-

(*) *D'Alembert*, Essais de Morale.

bert, daß man verbunden sey, den fünften Theil des Ueberflusses zur Unterstützung der Armen aufzuopfern.

Allein dadurch ist die Schwierigkeit noch nicht aufgelöst. Die allgemeine Meynung ist ein zu willkührlicher und wandelbarer Maaßstab, zur Berechnung des Ueberflusses. Die Bestimmung des Almosens bleibt also immer dem Gewissen dessen überlassen, der es geben soll. Nur so viel läßt sich also im Allgemeinen behaupten, daß es dem Vermögen angemessen seyn soll, und daß jeder es vergrößern müsse, je nachdem unter den Bedürftigen das Elend wächst. Zu Zeiten, wo wegen öffentlicher Angelegenheiten die Hilfsquellen des gemeinen Arbeiters verstopft werden; wo Krieg, Hagel, oder andere außerordentliche Unglücksfälle, Hungersnoth und Krankheiten zur Folge haben, dehnet sich auch der Umfang der Almosenpflicht aus; die Beraubung des fünften Theils seines Ueberflusses, welcher für gewöhnliche Umstände vielleicht eine übertriebene Forderung ist, wäre dann nicht hinreichend. In öffentlichen Unglücksfällen ist jeder verpflichtet, seine eigenen Bedürfnisse zu beschränken. — Languet, Pfarrer von St. Sulpiz, zu Paris, der wegen seiner Gutthätigkeit und seines Seeleneifers sehr berühmt war,

verkaufte zur Zeit einer allgemeinen Theurung sein Hausgeräth, seine Gemälde, seine Tapeten und andere seltne Dinge von großem Werthe, die er mit vieler Mühe gesammelt hatte; er behielt nur drey Tischgedecken, und vom Hausgeräthe nur so viel ihm unentbehrlich war. Er hatte kein Bett mehr, außer einem einzigen, welches er zum Nutzen der Armen nicht verkaufen konnte, weil man es ihm bloß geliehen hatte, damit er es nicht auch noch verkaufte. Die Güter, welche er von seinen Aeltern geerbt hatte, verkaufte er auch noch, um deren Werth unter die Armen zu vertheilen.

Man will sich zum Nutzen des Hilflosen eines Theils seines Vermögens darum nicht berauben, weil man es als ein Mittel ansieht, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und zu der Glückseligkeit zu gelangen, wozu jeder Mensch einen unwiderstehlichen und mit der Natur des Menschen verbundnen Trieb fühlet. Aber der Urheber eben dieser Natur, der den Menschen bestimmt hat, in der Gesellschaft mit seinem Nebenmenschen zu leben, hat verordnet, daß auch seine Glückseligkeit einigermaßen mit jener dessen verbunden sey, dem er aus der Nothdurft hilft. Eben dieselbe göttli-

che Hand, die in unser Herz das Gefühl der Selbstliebe gelegt hat, welches der Grund der Selbsterhaltung ist, hat auch in demselben das Mitgefühl erweckt, welches, wenn der Mensch seinen Trieben folget, ihm eine weit angenehmere Zufriedenheit gewährt, als jedes Vergnügen, welches er durch den Gebrauch seines Reichthums sich verschaffen könnte. Dieses, weil es unrein ist, und sich selten mit der Bestimmung des Menschen verträgt, ersättiget ihn nicht; ein lange fortgesetzter Genuß erweckt manchmal gar einen Eckel daran und machet dem Genießer sich und andern zur Last; sein Geist verfällt in Melankolie; eine traurige Langweile verbittert seine Tage, und endlich wird er gar des Lebens überdrüßig. — Ein solcher Reicher, der unter der Last seines Lebens schmachtete, war schon im Begriffe, seinem Schmerzen durch die Entleibung seiner selbst ein Ende zu machen. Als er über den Marktplatz gieng, in der Absicht, sein schändliches Vorhaben zu vollenden, richtete er seine Augen zufälliger Weise auf eine lateinische Inschrift, die oben an einer Hausthüre stand, und deren Sinn folgender war: O du, für den dein Leben eine Last ist, trachte Gutes zu thun, und die Tugend wird dir das Leben ange-

nehm machen. Er blieb einen Augenblick still stehen, und in eben diesem Augenblicke erinnerte er sich, daß in seiner Nachbarschaft ein Tischler, ein armer aber rechtschaffener Mann, wohnte, dessen Frau vor kurzem gestorben war, und ihm viele Kinder zurückgelassen hatte. Dann fiel ihm der Gedanke ein, diesen Mann zu unterstützen. Er machte also den Weg nach seinem Hause wieder zurücke, und unterhielt sich unaufhörlich mit den Gesinnungen, welche die Inschrift bey ihm erweckt hatte. Wie thöricht war ich, sagte er zu sich selbst, meine Besitzungen habsüchtigen Erben zu hinterlassen, welche statt sich nach meinem Tode dankbar zu zeigen, meiner nur gespottet hätten! Nein, ich will einen bessern Gebrauch davon machen. — Er ließ also den bedürftigen Tischler zu sich rufen, reichte ihm tausend Thaler dar, und sagte zu ihm: „Ich gebe dir dieses Geld, damit du in „Stand gesetzt werdest, zu arbeiten und deine „Kinder zu ernähren; was ihre Erziehung be„trift, diese will ich selbst besorgen.“ Es läßt sich leicht denken, wie groß die Zufriedenheit dieses Mannes war. Alle Langweile verschwand auf einmal, und er lebte getrost mit dem Bewußtseyn, sein Vermögen zur Beglückung einer bedürftigen Familie verwendet zu haben.

Die habsüchtigen Großen und Reichen, welche von einer Reihe kriechender Diener und Schmeichler umgeben werden, empfangen von ihnen nur geheuchelte Ehrenbezeugungen, welche die Eitelkeit der Menschen erfunden hat. Der uneigennützige und gutthätige Reiche hingegen wird von Armen und Hilflosen umgeben, die er unterstützt hat: die Aeußerungen ihres Dankes entstehen aus ihrem Herzen; wo sie ihn sehen, begegnen sie ihm mit ihren Glückswünschen: tausend Stimmen erheben sich täglich gegen den Himmel, um die Erhaltung seines Lebens zu erflehen. Ist dieses in Gefahr, welche Bestürzung! Wird er wieder gesund, welche Freude! Ein solcher Mann wird wie eine Gabe Gottes angesehen, und seinen Verlust rechnet man zu den öffentlichen Unglücksfällen. Streicht endlich der grausame und Niemand verschonende Tod seinen Namen unter jenen der Lebenden aus, so fließen Ströme von Thränen; sie sind nicht geheuchelt, wie jene, welche auf das Grab des Reichen fallen, der nur für sich und nicht für andere gelebt hat. Die Luft ertönt von dem Geschreye einer Schaare armer Leute, denen er eine hilfreiche Hand dargebothen hatte, sie verlangen von dem Himmel ihren Trost, ihre Stütze, ihren Vater wieder; sie

möchten ihn in sein Grab begleiten; sie möchten ihn nicht verlassen, weil er sie auch nicht verlassen hat. — Weit ehrenvoller ist der Schmerz der Armen als die prächtigen Grabstätten, durch welche der Stolz der Lebenden über den Tod selbst siegen zu wollen scheint. Die Pracht, welche ihr Leichbegängniß ziert, erinnert uns an das, was sie gehabt haben, was sie itzt verlieren, und was sie ihren Erben zurücklassen. Die Armen hingegen, welche der Leiche des gutthätigen Reichen beywohnen, erinnern uns an das Gute, welches er gethan hat, und das wegen seines Todes nicht mehr gethan wird. Wenn die Großen und Reichen die Wonne zu schätzen wüßten, welche man beym Gutesthun genießt, und welche man fühlet, wenn Leute, die man beglückt hat, ihre Dankbarkeit mit Freude äußern, wie eifrig würden sie dieses Vergnügen suchen! Unablässig würden sie nach der Ehre streben, der Vater der Armen genannt zu werden.

Dieses ehrenvollen Titels hat sich Ludwig der Zwölfte, König von Frankreich, besonders würdig gemacht. Ein alter Mann lief einst vor einem Edelmanne mit weit größerer Schnelligkeit vorbey, als man von seinen Kräften vermuthen durfte. Der Edelmann sagte zu ihm,

er solle seinen Lauf mäßigen, er möchte sonst seiner Gesundheit schaden; der gute Greis ließ sich nicht aufhalten, sondern sagte im Laufe zu ihm: Ich laufe, um den König zu sehen; er ist ja so liebenswürdig, daß ich ihn nicht genug sehen kann. Man weiß aus der Geschichte, was dieser König für sein Volk gethan hat. Als er starb, glaubte jeder, besonders der Arme, seinen Vater zu verlieren. Man rief ihn daher, bey seinem Leichbegängniß, den Vater des Volkes aus.

Wenn schon von unserm Almosen kein Bedürftiger ausgeschlossen werden soll, weil jeder, der leidet, des thätigen Mitleidens werth ist, so rathen doch die Gerechtigkeit und die Klugheit, daß man es vorzüglich jenen ertheile, von welchen man Ursache zu vermuthen hat, daß sie einen guten Gebrauch davon machen werden, besonders wenn man den Trieben einer großmüthigen Freygebigkeit folget, und über die Forderungen der ersten Bedürfnisse schreiten will. Eine arme Wittwe, welche mit ihrer Tochter, die noch jung war, allein lebte, und sich kümmerlich fortbringen konnte, verfiel einst in eine solche Bedürftigkeit, daß sie die Miethe des kleinen Zimmers, in welchem sie wohnte, nicht zu

bezahlen im Stande war. Sie sah sich dem Augenblicke nahe, wo sie aus demselben vertrieben werden sollte, und wußte nicht, wo sie ein Obdach finden würde. In dieser Verlegenheit gieng sie mit ihrer Tochter zum Kardinale Farnese, der wegen seiner großmüthigen Freygebigkeit in allgemeinem guten Rufe stand. Mit bescheidener Aufrichtigkeit trug sie ihm ihr Elend vor, und bath ihn, er möchte ihr die fünf Thaler geben, die sie zu bezahlen hatte. An dem Tone ihrer Rede und an ihrer ganzen Außenseite merkte der Kardinal, daß sie nur darum im Elende war, weil sie die Tugend mehr als die Reichthümer schätzte. Er schrieb denn eine Anweisung an seinen Hausmeister, und gab sie der Wittwe, welche sie ihm überbrachte. Dieser las sie, und zählte ihr gleich fünfzig Thaler dar. Ich habe nicht so viel von Seiner Eminenz begehrt, sagte die arme Frau, und sie müßen Sich betrogen haben. Der Hausmeister gieng also zum Kardinale, und sagte ihm, die Frau wolle von den fünfzig geschriebenen Thalern nur fünf annehmen, weil sie nur fünf von Euer Eminenz begehrt hätte. Der Kardinal nahm die Anweisung zurücke und sagte: Es ist wahr, ich habe mich betrogen, das Betragen der Frau be-

weißt es. Anstatt fünfzig schrieb er dann fünf hundert Thaler, und rieth der tugendhaften Mutter, sie solle ihre Tochter mit diesem Gelde ausstatten, damit sie sich verheurathen könne, und ihre Tugend dadurch in Sicherheit gesetzt werde.

Die vor dem öffentlichen Bettel unzertrennlichen Misbräuche, und die Unzulänglichkeit der Verordnungen der Staate in dieser Rücksicht dienen vielen zum Vorwande, dem Hilflosen seinem Schicksale zu überlassen, als wenn die Armen weniger bedürftig wären, weil einige unter ihnen durch das Betteln sich von der Nothwendigkeit zu arbeiten befreyen. Ueber diesen wichtigen Punkt wollen wir die Meynung eines Schriftstellers anführen, der sich durch seine Irrthümer und eine Menge frecher, neuklingender und paradoxischer Behauptungen einen großen Namen erworben hat, aber aus deren düsterm Gemengsel manchmal hellbrennende Flammen neuer und mit eben so vieler Gründlichkeit als Beredsamkeit dargestellter Wahrheiten entstanden sind *).

„Wer die Bettler ernährt, trägt zur Ver„mehrung des Lumpengesindels und der Strei-

*) Pensées de J. J. Rousseau.

„ser bey, welche mit Vergnügen dieses nieder-
„trächtige Handwerk treiben: sie fallen der Ge-
„sellschaft zur Last, und berauben sie der Arbei-
„ten, die sie verrichten könnten. — Dieß sind
„die Machtsprüche, sagt Rousseau, wodurch
„unsere Moderäsonierer der Gefühllosigkeit der
„Reichen gegen die Armen schmeicheln. Man
„duldet, und man unterhält sogar mit großen
„Unkosten eine Menge unnützer Gewerbe, de-
„rer viele nur zum Sittenverderbnisse dienen.
„Betrachtet man den Stand des Bettlers als
„ein Gewerbe, so hat man von demselben nicht
„nur nichts Böses zu fürchten, sondern er un-
„terhält in unsern Herzen die Gefühle der Theil-
„nahme und des Mitleidens, welche alle Men-
„schen miteinander verbinden sollten. — Nimmt
„man aber an demselben blos auf das Talent
„Rücksicht, warum soll ich nicht die Beredsam-
„keit jenes Bettlers, der mein Herz rührt und
„es bewegt, ihn zu unterstützen, nicht eben
„so belohne, wie ich den Schauspieler bezahle,
„der meinen Augen einige unfruchtbare Thrä-
„nen auspresset? Wenn dieser mir Liebe zur
„Tugend gegen Andere einflößt, so bewegt
„mich jener selbst Tugenden auszuüben. Was
„man im Trauerspiele empfindet, vergißt man,
„so bald es aufhöret; aber das Bewußtseyn

„der Unglücklichen, die man unterstützt hat, „verursachet uns eine Freude, welche unaufhörlich in unserm Herzen wieder auflebt.“

„Die große Zahl der Bettler beschwert den „Staat. — Aber wie viele andere Gewerbe „giebt es, die man unterstützet oder duldet, und „von welchen das Gleiche behauptet werden „kann? Es ist des Regenten Pflicht, Anstalten „zu treffen, damit es keine Bettler gebe: aber „um ihnen alle Lust zu ihrem Gewerbe zu be„nehmen, soll man die Bürger unmenschlich „und gefühllos machen? Was mich anbelangt, „ohne zu wissen, in welchem Verhältnisse die „Armen mit dem Staate stehen, weiß ich, daß „sie meine Brüder sind, und daß ich ihnen, oh„ne eine, nicht zu entschuldigende Grausam„keit das unbedeutende Scherflein zu ihrem Un„terhalte, welches sie von mir verlangen, nicht „versagen kann. — Die meisten sind Landläu„fer, ich gestehe es; aber die Müheseligkeiten „des Lebens sind mir zu sehr bekannt, um nicht „zu wissen, wie viele Unglücksfälle den Men„schen in ein solches Schicksal stürzen können. „Wie kann ich zuverläßig wissen, daß der Un„bekannte, welcher im Namen Gottes bey mir „um Hülfe flehet, und ein elendes Stück Brod „bettelt, vielleicht nicht ein ehrlicher Mann ist,

„der schon nahe am Rande des Elends ist, oder „den meine Versagung in Verzweiflung stür„zen wird?“

„Wenn auch das Almosen, welches man „ihnen darreichet, kein wahres Hilfsmittel für „sie wäre, so ist es doch ein Zeichen der Theil„nahme, die man an ihrem Schicksale äußert, „es ist eine Linderung der Härte, welche mit „der Versagung desselben verbunden ist; es ist „eine Art von Gruß, den man ihnen zurück „giebt. Man giebt eben so leicht eine kupfer„ne Münze oder ein Stück Brod als man ihnen „sagt: Helfe euch Gott; jene Antwort ist „anständiger als diese. Sind dann die Gaben „Gottes nicht in den Händen der Menschen? „Hat er andere Getreidböden auf der Erde, als „jene der Reichen? Kurz, man mag von die„sen Unglücklichen denken, was man will, „so verlangt von uns unsere eigene Person, „wenn man auch dem Bedürftigen nichts schul„dig wäre, daß man die leidende Menschheit „oder sein Ebenbild ehre, und daß man beym „Anblicke dessen Elendes sein Herz nicht ver„härte.“

„Wer die Bettler ernährt, sagen ferner die „Feinde des Almosens, der legt Pflanzschulen „von Dieben an. — Im Gegentheil man ver-

„hindert durch das Almosen, daß die Armen „Diebe werden. Ich gestehe zwar, daß man „die Bedürftigen dazu nicht aufmuntern soll, daß „sie Bettler werden; wenn sie es aber einmal „sind, so muß man sie ernähren, damit sie kei„ne Diebe werden. Nichts bewegt den Men„schen mehr, sein Gewerb zu ändern, als wenn „es ihm nicht einen hinreichenden Unterhalt ver„schaffet. Aber alle diejenigen, welche dieses „träge Gewerb schon eine Zeit lang geführt ha„ben, fassen einen solchen Eckel an der Arbeit, „daß sie eher stehlen und sich an Galgen hän„gen lassen, als ihre Arme wieder an die Ar„beit zu legen. Man hat bald einen Pfenning „begehrt und ihn abgeschlagen; aber mit zwan„zig Pfenningen hätte der Arme sein Nachtessen „bezahlt, da zwanzig Versagungen ihn über„drüßig machen. Wer wird je ein so unbedeu„tendes Almosen dem Bedürftigen versagen, „wenn er bedenkt, daß er dadurch zwey Men„schen rettet: den Einen von dem Laster, und „den andern von dem Tode?" — Verdient der Bedürftige das Almosen nicht um welches er bittet, weil er es misbrauchet, so denke man bey sich, was ein Weltweiser des Alterthums zu seinen Freunden sagte, welche ihn fragten, warum er ein Almosen einem Bösen reichte: Ich

gebe es der Natur und nicht der Person.

Wende deine Augen nicht von dem Armen ab, sagt der Weise, damit er sich nicht erzörne; gieb denen, die dich um etwas bitten, keinen Anlaß, dich heimlich zu verfluchen *). — Mein Sohn, sagte der fromme Tobias, gieb Almosen von deinem Vermögen; wende deine Augen nie von einem Armen ab, dadurch wirst du verdienen, daß Gott seine Augen von dir auch nicht abwende. Sey barmherzig nach dem Umfange deiner Besitzungen: hast du viel, so gieb viel; hast du wenig, so gieb wenig, aber gieb es gern. Dein Almosen wird ein Schatz seyn, den du sammeln, eine große Belohnung, die du für den Tag bereiten wirst, an welchem dir dieselbe wird nothwendig seyn. Denn das Almosen löschet die Sünden aus; es rettet von dem ewigen Tode, und wird die Seele verhindern, in die Finsternisse zu fallen **).

*) Eccles. 4.

**) Tob. 4.

XII.

Strafe ohne Zorn, und mildere deine Verweise mit Liebe.

Die Absicht der Strafen und Verweise ist: den Irrenden ihre Fehler erkennlich zu machen, und sie, wenn es nothwendig ist, durch Schmerzen und unangenehme Empfindungen auf den Weg der Tugend wieder zurück zu bringen. Diese Absicht verfehlet man, so oft man im Zorne strafet, oder die Verweise auf eine widrige Art und mit einem bittern Tone ertheilt. Wer wird überhaupt durch die Art der Darstellung der Wahrheit weit mehr als durch die Wahrheit selbst beleidigt. Wer gefehlt hat, wird wegen seines Fehlers, falls er bekannt wird, gedemüthigt; und giebt man ihm seinen Fehler auf eine lieblose Weise zu erkennen, so greift man seine Eigenliebe an, und erreget auf seiner Stirne eine Schamhaftigkeit, welche gewöhnlich den Haß zur Folge hat.

Ohngeachtet das Fehlen das allgemeine Loos der Menschheit ist, und obschon Niemand, dessen Lebenswandel noch so regelmäßig ist, sich der Fehlerlosigkeit rühmen darf, so hat dennoch jeder Mensch eine gewisse Empfindlichkeit, welche durch jeden Verweis aufgeregt wird, wenn derjenige, der den Verweis giebt, durch seine Verfahrungsart und den Ton seiner Worte nicht schon die Verzeihung einigermaßen dem Verweise voranschickt, und wenigstens auf eine verschweigende Weise bekennt, daß er selbst von Fehlern nicht rein ist. Selten läßt es der Stolz der Menschen, den nicht sonderbare Tugend beseelet, zu, sich nach dem Grade seiner Vergehung für schuldig anzusehen; immer suchet er wenigstens einen Theil von seiner Schuld von sich abzuwälzen. Der Stolz, den man verdemüthiget, sagt ein gewisser Schriftsteller, weißt man nicht zurecht; er gleicht einer Schlange, die sich um den Fuß dessen schlingt, der sie tritt. Daher handelt man sehr klug, wenn man seine Verweise mit gewissen Gründen begleitet, welche die Vergehung einigermaßen zum voraus entschuldigen: wenn man unter andern Rücksichten dem Irrenden das Lob spricht, und ihm dadurch zeigt, daß er seinen Werth nicht verloren hat,

oder wenn man nicht geradezu auf den Fehler hindeutet, sondern ihn auf eine geschickte Art blos errathen läßt. Durch solche Verschonungen gewinnt man die Liebe und die Zuneigung der Irrenden; durch die Art, wie man sich gegen sie verhält, werden sie beschämt, und ihr Fehler stellet sich dann in seiner natürlichen Größe vor ihren Augen dar.

Je höher aber die Würde dessen ist, der Verweise giebt, desto tiefer ist ihr Eindruck auf den Irrenden, wenn sie mit Liebe und mit verschonenden Rücksichten angebracht werden. — Heinrich der Vierte, König von Frankreich war in dem Umgange sehr herablassend und gemein. Eben dieses liebreiche Benehmen verleitete einen Edelmann, sich in dessen Gegenwart so zu stimmen, als wäre er mit Einem seines Gleichen; er betrug sich daher auf eine sehr unanständige Art, und er vergaß gänzlich die Ehrerbiethigkeit, welche der königlichen Würde gebührt. Der Monarch, der die Folgen voraus sah, welche solche anstößige Freyheiten haben könnten, und dem Edelmanne seinen Fehler doch nicht geradezu vorwerfen, sondern vielmehr selbst errathen lassen wollte, ließ einen seiner Minister zu sich rufen. Zu diesem redete Heinrich mit gleichen herablassenden Worten; aber der Minister, der seine

Pflicht nicht miskannte, äußerte eine desto tiefere Ehrerbiethigkeit, und vergrößerte seine Aufmerksamkeit, je mehr der König sich gemein machte. Der Edelmann erkannte hieraus seinen Fehler, und kaum war der Minister wieder weggegangen, als er sich an die Füße des liebreichen Monarchen warf, und zu ihm sagte: Sir! ich bin wegen meines Fehlers eben so sehr beschämt, als ich wegen der Güte gerührt bin, mit welcher Euer Majestät mir ihn haben zu erkennen gegeben.

Durch ein ähnliches Benehmen hat der heil. Franciskus von Sales eine zahllose Menge Bekehrungen zu Stande gebracht. Seine Verweise waren milde Belehrungen; bey der Darstellung der Verirrungen schien vielmehr seine Absicht zu seyn, dem Irrenden Abscheu gegen dieselben zu erregen, und ihm die Mittel an die Hand zu geben, wie er sie in der Folge vermeiden sollte, als ihm die Schändlichkeit derselben fühlbar zu machen; er erreichte dennoch beyde Ziele, weil er den seltnen Kunstgriff besaß, die Empfindlichkeit der Menschen auf eine nachtheilige Art nie aufzuregen. Wer auch seinen Verstand den Beweisen des würdigen Bischofes zu verschließen vermochte, konnte in seinem Herzen

die Gefühle nicht ersticken, welche seine einnehmende Verfahrungsart und sein liebreiches Benehmen in demselben erweckten. Daher sagte oft der gelehrte Kardinal Düperron: Es gebe keinen Irrlehrer den er seines Irrthums nicht überweisen könnte, aber um ihn zu bekehren mußte man ihn zum Bischofe von Genf schicken.

Sein mildes Benehmen hatte aber der würdige Bischof auf eine solche Festigkeit gestützt, daß es nach Erforderniß der Umstände oft in den heftigsten Eifer eines gerechten Zornes ausbrach. Nicht alle Leute sind auf gleiche Art gestimmt; bey Einigen gewinnt man geradezu und ohne Umwege ihr Herz, so oft man Güte gegen sie zeigt: bey andern muß man sich den Zugang zu demselben mit Schrecken und Strenge bahnen. Ihr Herz gleicht einem schlafenden Menschen, der unbewegt liegen bleibt, wenn man ihn mit sanften Worten anredet. Erhebt man aber seine Stimme, und ruft ihn mit lauten Worten, so erwacht er; er ist in einer Art von Bestürzung, und wendet mit Aufmerksamkeit seine, von dem Schlafe noch erschwerten Augen gegen denjenigen, den er reden gehört hat, um von ihm die Ursache zu vernehmen, warum er ihn von dem Schlafe aufgeweckt hat. Eben so

muß mancher in dem Laster schlummernde Sünder durch ein strenges Benehmen zuvor aufgeweckt werden, bevor man mit Milde etwas auf ihn wirken kann. Man muß, pflog der heil. Bischof oft zu sagen, die Milde mit der Strenge nach Erforderniß der Umstände zu vermengen wissen. — Als er einst predigte, erblickte er von der Kanzel herab einen jungen Wohllüstling, der gegen ein Mädchen unanständige und allzufreye Gebärden machte. Durch diesen Uebermuth wurde Franciskus dergestalt vom Eifer entzündet, daß er seine Predigt unterbrach, und mit etwas lauterer Stimme sagte: Wie! will man aus dem Tempel Gottes eine Höhle von Dieben und Unzüchtigen machen! Wenn derjenige, den diese Worte angehen, seinen Unanständigkeiten kein Ende machet, so werde ich mit dem Finger auf ihn deuten, und ihn vor allen Leuten nennen.

Die Strenge, welche in einigen Umständen nothwendig ist, besteht nicht so viel in den Strafen, durch welche man den Pflichtvergessenen von seinem Laster abzuschrecken beabsichtet, als in der Festigkeit des Charakters, mit welchem man ihm begegnet. Man fürchtet überhaupt

wenig die Strafen, mit welchen man von einem Manne bedrohet wird, dessen Charakter weich ist, und bald vor dem Einflusse gewisser Umstände, bald vor Menschenansehen zurückweichet. Dem Laster, das in seinem Laufe einen schnellen Gang hat, muß man mit unerschrockener Festigkeit entgegen stehen. Den übermüthigen Stolz muß man mit kräftigen Drohungen stürzen, und jede Widerspänstigkeit mit der bedrohten Strafe züchtigen. — In einem Jahre, wo die Preise des Getreides wegen eines allgemeinen Mangels schon einige Zeit gestiegen waren, und nach den Rechnungen der Kornwucherer immer noch steigen sollten, kaufte ein reicher Staatspachter so viel Getreide ein, als er auftreiben konnte, in der Hoffnung, es nach einigen Monaten mit großem Gewinnste wieder zu verkaufen. Dieß wurde dem Herrn von Harlai, Präsidenten des Parlaments zu Paris zu Ohren gebracht. Ohne Verzug ließ er den Pachter zu sich rufen. Dieser kam in einem goldnen Wagen, der mit vielen Bedienten beladen war; die stolzen Pferde schossen wie Pfeile in den Hof des Präsidenten hinein, und machten durch das Stampfen und Kratzen ihrer Füße einen Lärmen, der sich weit ausbreitete. Der Pachter stieg in einem prächtigen und nach der

letzten Mode gestickten Kleide die Treppe hinauf. Aber Harlai ließ ihn geflissentlich sehr lange in dem Vorzimmer warten. Endlich wurde die Thüre geöffnet, und gleich beym Eintritte sagte der Präsident zum Pachter: „Nur aus Eitel„keit habe ich Sie warten lassen; denn ihr präch„riger Wagen zierte meinen Hof, und ihre Per„son mein Vorzimmer.“ Sein lächelndes Gesicht verfinsterte sich aber gleich darauf, und dann sagte er in einem Tone, der bey dem Unerschrockensten das Blut in den Adern zu stocken vermöchte: „Ich habe Sie kommen lassen, weil „ich vernommen habe, daß Sie große Häufen „Getreides auf ihren Böden sammeln, in der „Hoffnung, Ihnen die Theurung desselben zu „Nutzen zu machen. Ich werde aber den Lauf „ihrer Habsucht hemmen. Nun aber sage ich Ih„nen, wenn all Getreide, welches Sie aufge„kauft haben, nach einem Monate nicht ver„kauft ist, so lasse ich Sie aufhängen, und seyn „Sie versichert, daß Sie weder durch Gold noch „durch Unterstützungen der Rache der Gerech„tigkeit ausweichen werden.“ Auf diese Worte zog sich der Staatspachter ganz beschämt zurücke. Weil aber sein Stolz sich auf eine zu empfindliche Art beleidigt fand, gieng er zum Könige selbst, um sich wegen des Empfanges

und der Drohungen des Präsidenten zu beklagen. Der König sagte aber zu ihm: Ich rathe Ihnen, die Befehle, welche Herr Harlai Ihnen gegeben hat, pünktlich zu vollziehen; denn wenn er Ihnen mit dem Galgen gedroht hat, so wird gewiß geschehen, wie er gesagt hat.

Wer aber weder durch seinen Stand noch durch ein gewisses Ansehen befugt ist, Verweise zu geben, der wird durch Strenge beynahe immer sein Ziel verfehlen. Freunde sogar verzeihen einander die Verweise nicht, welche nicht mit aller Schonung und mit vieler Kunst gemacht werden. Die Menschen lieben überhaupt weit mehr gelobt als getadelt zu werden; und wenn schon einige mit vielem Wortgepränge versichern, daß man ihnen keine größere Freude verursachen kann, als sie auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, so wird man sie dennoch immer beleidigen, so oft man ihrem Ansuchen Genüge leistet; aus dem Danke, welchen sie manchmal dafür abstatten, wird immer der Unwille hervorblicken, den man bey ihnen durch seine Ermahnungen erregt hat. Die größte Freude, die man in diesem Punkte seinem Freunde machen kann, sagt ein

berühmter Schriftsteller, ist, wenn man sich die Mühe nicht nimmt, ihn, auf welche Art es immer sey, zurecht zu weisen. Lobe seine Talente und seine Eigenschaften; stelle sein Verdienst und seine miskannten Tugenden in ein helles Licht; widerspreche ihm niemals, entschuldige seine Fehltritte; stelle dich, als merktest du seine Fehler nicht, und du wirst der beßte Freund seyn. Berühre aber gewisse Unvollkommenheiten, oder gewisse Lieblingsneigungen; rüge kleine Fehler, die er sich leicht verzeiht, und die er sich einigermaßen fürchtet, genau zu kennen, dann wirst du in Ungnade fallen.

Indeß ist es eine der Hauptpflichten der Freundschaft, seinen Freund auf die Fehler aufmerksam zu machen, die er begeht; ihn über Verirrungen zu beleuchten, die er nicht kennt, oder wegen der gewöhnlichen Täuschungen der Eigenliebe gar für Tugenden hält; man leistet ihm dadurch einen unschätzbaren Dienst, weil man ihn auf den Weg leitet, sich zu bessern. Werden solche Erinnerungen mit den erforderlichen Rücksichten mit aufrichtigen Gesinnungen und blos aus wohlwollender Zuneigung gemacht, so wird die Freundschaft, wenn sie auch für eine

Zeit gestört wird, deßwegen nicht erlöschen; der beleidigte Freund wird sich erkennen, und statt die Bande der Freundschaft zu zerreißen, sie nur desto enger schließen.

Das erste und Haupterforderniß ist, daß man die Scham, welche jeder Fehler nach sich zieht, verhüte, und seine Vorstellungen heimlich mache. Wer seinem Freunde eine unangenehme Erinnerung ohne Zeugen machet, beweist ihm dadurch, daß er keine andere Absicht als seinen Nutzen hat. Wer aber in Gegenwart anderer seinen Freund wegen eines Fehlers oder auch nur wegen einer bloßen Unanständigkeit zurecht weiset, der beleidigt ihn allemal, weil er ihn zu Schande macht, was zwischen Freunden keine nothwendige Bedingung zur Besserung ist. Zudem wird der Fehlende noch durch die Art von Stolz dessen beleidigt, der sich anmaßt, einen andern zurecht zu weisen. Eben so wie unsere Eigenliebe durch die fremde Darstellung eines eigenen Fehlers angegriffen wird, eben so wird sie durch die Darstellung eines fremden Fehlers gekützelt. Wer einen Fehler rüget, erhebt sich gleichsam über den, der ihn begangen hat, und er scheint eben so viele Stufen hinaufzusteigen, als er den Fehlenden durch die

Verdemüthigung herabsetzet. Bey geheimen Ermahnungen und Zurechtweisungen kann dieß nicht Statt haben. — Socrates begieng einst die Unbescheidenheit, einem seiner Freunde einen Vorwurf zu machen, den er ihm nur heimlich hätte machen sollen. Plato, der gegenwärtig war, sagte gleich zu Socraten, er hätte es heimlich thun sollen: Du hast recht, antwortete Socrates; aber auch eben diesen Verweis hättest du mir heimlich machen sollen.

Jede Zurechtweisung, sollte sie auch nicht mit aller Schonung vorgebracht werden, ist dem Weisen willkommen; er erstickt die Gefühle und die Aufregungen seiner beleidigten Eigenliebe, und ist blos darauf bedacht, wie er die Gelegenheit, sich zu bessern und zu vervollkommnen, auf die beste Art benutzen kann. Wer die Strafe liebt, sagt Salomon, der liebt die Wissenschaft; wer aber den Verweis hasset, der ist ein Thörichter *). Die Schaam, welche die Erkenntniß unseres Fehlers auf unserer Stirne erzeugt, ist eine Tugend; sie macht uns in den Augen derer verdienstvoll, welche sie erblicken, und

*) Proverb. 12.

kann folglich nicht zur Schande gereichen. Jene hingegen, welche aus der beleidigten Eigenliebe entsteht, fließt aus einer unreinen Quelle; sie ist ein Laster, das jeder fleißig vermeiden muß, der seine Fehler erkennen will.

Gegen die Fehltritte, welche mehr aus Unbedachtsamkeit als aus Bosheit begangen werden, sind milde Verweise am nothwendigsten. Wer aus Unbedachtsamkeit fehlet, sieht sich für wenig schuldig an, wenn schon die Folge des Fehlers manchmal von großer Bedeutung ist. Jedermann weiß sehr wohl, daß jede Schuld an dem Grade der Bosheit, mit welcher der Fehler begangen worden ist, berechnet werden soll, folglich dürfen auch die Strafen und die Verweise nicht an dem Uebel selbst, sondern an der Schuld abgemessen werden. Dieses haben die Herren besonders gegen ihre Bediente zu beobachten, welche sehr oft aus Unwissenheit oder Unbedachtsamkeit fehlen. Je liebreicher man ihnen begegnet, desto leichter gewinnt man ihre Liebe, und desto mehr bewegt man sie durch genauere Aufmerksamkeit und größern Fleiß die Fehler für die Zukunft zu verhüten. Ein Großer scheint nie größer zu seyn, als wenn er durch stolze Begegnungen, durch

trotzige Arten über seine Untergebenen sich nicht zu erheben suchet, sondern ihnen ihre Fehler mit Liebe vor die Augen stellet. — Durch eine solche Herablassung zeichnete sich der General Türrenne sehr rühmlich aus. Eines Tages lag er unter einem Fenster seines Vorzimmers in einer weißen Weste, und hatte eine weiße Haube auf dem Kopfe. Einer von seinen Bedienten trat zufälliger Weise in das Zimmer, und weil er Türrennen in solchem Aufzuge nie gesehen hatte, glaubte er, es wäre der Koch. Ganz still nahete er sich zu ihm, und versetzte ihm einen derben Streich auf den Hindern. Der General sprang plötzlich auf, und kehrte sich um, aber wie erstaunte der Bediente, als er das Gesicht seines Herrn sah! ganz beschämt warf er sich an seine Füße, und sagte mit unterbrochener Stimme: Ich glaubte nicht, Euer Gnaden, daß Sie es wären, sondern ich meynte, es sey Görg. — Wann es auch Görg gewesen wäre, antwortete der General, so hättest du dennoch nicht so stark schlagen sollen. Er gab dem Bedienten keinen andern als diesen Verweis, weil er wohl wußte, daß der Bediente die Absicht nicht hatte, sich auf eine, an sich so sträfliche Weise zu verfehlen. Durch

dieses milde Benehmen hat Türrenne den Bedienten für die Zukunft weit aufmerksamer gemacht, als wenn er ihn auf die strengste Weise gezüchtigt hätte.

Verweise und Zurechtweisungen bleiben am meisten bey denen fruchtlos, welche sich ohne Fehler zu seyn glauben. Dieses Vorurtheil wächst gewöhnlich bey den Menschen in eben demselben Verhältnisse, in welchem er sich über andere erschwingt. Zu dem werden die Großen in demselben noch durch eine Menge Schmeichler gestärket, welche immer nur Lob sprechen, weil sie wohl wissen, daß es das beßte Mittel ist, sich ihrer Gunst zu sichern. Es ist daher eine seltne Tugend, einen Großen zu sehen, der ohne Unwillen eine Zurechtweisung aufnimmt. — Soliman der Zweyte, der größte Kaiser, den die Türken je gehabt haben, besaß diese gute Eigenschaft. Als er mit seinem Heere gegen Belgrad vorrückte, trat eine gemeine Fran unerschrocken zu ihm, und beklagte sich, daß während sie schlief, die Soldaten ihr Vieh gestohlen hätten. — Ihr seyd also in einem tiefen Schlafe versenkt gewesen, sagte der Sultan zu ihr, weil ihr die Diebe nicht gehört habt? — Ich schlief

in der That sehr ruhig, antwortete das Weib, weil ich glaubte, daß Eure Hochheit für die allgemeine Sicherheit wacheten. Soliman wurde durch diese kühne Antwort nicht erzörnt, sondern er erkannte, daß er hätte schärfere Zucht halten sollen. Er ließ also dem Weibe den Schaden vergüten, und gab Befehle, durch welche er in der Folge dergleichen Vergehungen gesteuert wurden.

XIII.

Wahrhaftigkeit in den Reden.

Die Sprache ist eine der vorzüglichsten Eigenschaften, mit welchen der Schöpfer die Menschen ausgerüstet hat, sie ist das Mittel, wodurch sie einander ihre Gedanken eröffnen und mittheilen können; sie ist das kräftigste Band, welches sie zusammen bindet und in Gesellschaften vereiniget. Durch dieselbe werden die Menschen in Stand gesetzt, sich wechselsweise Hilfe und Dienste zu leisten, mit vereinigten Kräften an der Beförderung und Versüßung des gesellschaftlichen Lebens zu arbeiten, durch aufrichtige Entdeckung und Mittheilung ihrer Gedanken, Gesinnungen und Absichten in nähere Verbindungen zu treten, und ein gegenseitiges Zutrauen zu erwecken, welches für den Menschen, so lange er hienieden wandelt, die Quelle der reinsten und seiner Würde angemessensten Vergnügungen ist. Ist er glücklich, so giebt er die

Freude, und die frohen Gefühle, welche sein Herz erquicken, seinem Freunde durch die Sprache zu erkennen. Im Unglücke dienet sie diesem auf eine ähnliche Weise, die innere Theilnahme zu äußern, durch welche das Schicksal des Verunglückten allemal gelindert wird. In Krankheiten erleichtert sie sowohl dem Leidenden als den Umstehenden die Mittel, der kraftlosen und unwirksam gewordenen Natur die Hand zu biethen, und sie in dem kranken Körper, in den Lauf ihrer vorigen Verrichtungen, wieder herzustellen. —

Unzählig sind die Vortheile der Sprache; unschätzbar ist der Vorzug, den der Mensch dadurch über die Thiere genießt, welche in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse, stets einem blinden Triebe zu folgen genöthigt sind, und in allen möglichen Fällen immer nur ihrem Schicksale überlassen sind.

Aber eben die Vorzüge dieser edeln und dem vernünftigen Menschen ausschließlich zu Theile gewordenen Eigenschaft bringen auch die Pflicht mit sich, sie nach den Vorschriften der Vernunft zu gebrauchen, und sich derselben bloß zur Mittheilung der Wahrheit zu bedienen. Wer also seine Worte durch die Lüge schändet, der miskennt den Zweck der Sprache; er handelt den

Absichten Gottes entgegen, und machet sich in seinen Augen eines schändlichen Lasters schuldig. Er zerreißet das kräftigste Band der Gesellschaft, und erreget bey seinen Nebenmenschen ein billiges Mistrauen gegen ihn, er machet sich aller Freundschaft unwürdig, und verdienet, daß man ihm mit der häßlichen und der Lüge nahe anverwandten Verstellung begegne. „Die Lüge, sagt der weise Salomon, ist ein „häßlicher Schandflecken; dieses Laster befin„det sich nur bey dem Bösewichte. Der Lügner „ist ärger als der Dieb, wenn gleich der Unter„gang Beyden zu Theile wird. — Das Leben „der Lügner ist ein Leben ohne Ehre, und ihre „Schande wird sie überall begleiten *).

Wenn es schon sehr viele Laster giebt, welche schändlicher als die Lüge sind, so haben doch die rohesten Völker deren Häßlichkeit nicht miskannt. Die alten Könige aus Persien stellten bey ihren Söhnen, so bald sie das vierzehnte Jahr ihres Alters erreichet hatten, einen Hofherrn an, dessen einzige Pflicht und Verrichtung war, auf dieselben strenge zu wachen, daß sie stets die Wahrheit redeten, und sich niemals durch eine Lüge schändeten, sollte auch ein Ge-

*) Eccl. 29.

ständniß gegen sie selbst von ihnen abgefordert werden. Diese Monarchen waren überzeugt, daß, wenn man in junge Herzen den Geist der Aufrichtigkeit und die Liebe zur Wahrheit frühzeitig einpflanzet, dessen wohlthätiger Einfluß sich auf den ganzen Lebenswandel ausbreiten wird.

Wer, von seinen zarten Jahren an, sich strenge Wahrhaftigkeit zur Pflicht gemacht hat, hasset sogar die Ausflüchten, deren Doppelsinn ihn einigermaßen gegen die Beschuldigung einer Lüge rechtfertigen könnten; er vermeidet sie in allen Fällen, wo er ungerechte Fragen auf eine geschickte Art dadurch nicht ablenken kann; er läßt sich weder durch Drohungen abschrecken, noch durch Versprechen blenden, und redet die Wahrheit, sollte er sich dadurch den Tod zuziehen.

Dieß waren die Gesinnungen des heil. Firmus, Bischofes zu Thagast. Mit großer Sorgfalt hatte dieser Heilige einen Mann verborgen gehalten, den ein heydnischer Kaiser, wie der heil. Augustin erzählt, auf eine ungerechte Weise zum Tode verurtheilt hatte. Der Kaiser hatte Abgeordnete zum Bischofe geschickt, die den Verborgenen bey ihm aufsuchen sollten. Firmus antwortete auf die Frage, welche sie

an ihn stellten: Ich kann euch keine Antwort geben, weil ich weder lügen, noch denjenigen verrathen darf, den ihr suchet. Man peinigte ihn dann auf eine grausame Weise, in der Absicht, ihm das abgeforderte Geständniß mit Gewalt abzudringen, aber der Bischof blieb standhaft, und die Peinen konnten ihn nicht bewegen, sein Leben durch eine Lüge oder auf Unkosten seines unschuldigen Nebenmenschen zu erkaufen. Ich kann leiden und sterben, sagte er zu seinen Henkern, aber wider die Wahrheit und die Nächstenliebe reden, um mein Leben zu retten, dieß kann ich nicht. Man führte den Firmus vor den Kaiser, welcher die Tugend des heil. Bischofes bewunderte, er ließ ihn frey, und begnadete auch den Mann, welcher verborgen war. Wie lobenswürdig ist die Heldenthat dieses berühmten Bischofes, ruft sein Geschichtschreiber aus, er zog die grausamsten Peinen, und sogar den Tod der Schande vor, sich einer Lüge schuldig zu machen.

Eine Art von Lügen sind auch jene Belustigungen, welche in dem gesellschaftlichen Umgange sehr gemein sind, und wodurch jeder hintergangen wird, welcher den Sinn der Worte

des Redenden nicht errathet. Je aufrichtiger eine Person ist, und je mehr man ihre Abneigung von der Lüge und von der Verstellung kennt, desto lieber wählet man sie zum Gegenstande der Belustigung. — Die Aufrichtigkeit des heil. Thomas von Aquin, und sein ungekünsteltes Benehmen in seinem Betragen und in seiner ganzen Außenseite war so groß, daß man überhaupt sich von seinen Geistesfähigkeiten nicht vieles versprach, bevor er Beweise des Gegentheils an Tag gelegt hatte. Einer seiner Mitbrüder glaubte einst seine scheinbare Einfalt zu einer Belustigung schicklich gebrauchen zu können. Sieh zum Fenster hinaus, sagte er zu ihm, es fliegt ein Ochs in der Luft. Thomas lief zum Fenster, der Spötter brach dann in ein heftiges Lachen aus, und fragte ihn, wie ein vernünftiger Mann glauben könne, daß ein Ochs in der Luft schwebe? Ich hatte weniger Mühe zu glauben, sprach der heilige Mann, daß ein Ochs fliegen könnte, als daß ein Mann wie Sie, eine Lüge ausstöße.

Eitle Ruhmsucht reizt eben so oft zur Lüge als die Furcht vor einer Strafe, der Eigennutz, oder die Absicht, sich auf Unkosten eines andern zu belustigen. Durch Lügen suchet man sich

bey Unwissenden ein gewisses Ansehen zu erwerben, um ihnen Hochachtung und Bewunderung abzubetteln. Ist man von geringer Herkunft, so zieht man über dieselbe bey denen, welchen sie unbekannt ist, einen dichten Schleyer, man erhebt dagegen alles, woraus sich zum Theile schließen läßt, als wäre sie von einer höhern Klasse als sie in der That ist. Stammt man von hoher Geburt her, so suchet man den Abstand von Andern, der vielleicht im Grunde nicht sehr groß ist, immer mehr zu vergrößern; man spricht unaufhörlich von Ahnen, von Großältern, von prächtigen Landgütern u. s. w. hat man große Reisen gemacht, und Länder durchwandert, in welche keiner der Zuhörer noch gekommen ist, so ertönen die Worte mit lauter außerordentlichen und wunderbaren Dingen; wenn auch der Grund der Erzählungen wahr ist, so sind tausend Umstände erdichtet, ohne welche alles Außerordentliche und Wunderbare wegfiele. Jeder Krieger will sich durch Heldenthaten ausgezeichnet haben, und bey den in der Geschichte berühmten Treffen gegenwärtig gewesen seyn. Hier benutzt ein Künstler von sehr mittelmäßigem Talente die Unwissenheit der Leute seines Zirkels, und giebt seiner Kunst einen täuschenden Anstrich von

Wichtigkeit, um sich Ansehen und Hochachtung zu erkaufen. Dort redet ein Halbgelehrter vor müßigen Frauen, von Himmelsgestirnen, von Lufterscheinungen und Naturphönomenen, und bettelt sogar dem aufmerksamen Kinde eine Bewunderung ab, die es, wie jeder Unwissende, allem ohne Mühe schenket, das seine Fassungskraft übersteigt, und seinen Augen etwas Außerordentliches darbiethet. Die Lüge allein befördert diese niederträchtigen Ränke, wodurch man seine Ehrsucht zu befriedigen sucht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mertian, Ignatz, 1766-1843

Die Moral in Beyspielen

Bd.: 1

Augsburg (1796)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 4782#(Beibd.
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11274267-7
VD18 12502626-001